

Die Gartenlaube

30 Pfg. 10 Cents U.S.A.
60 Gr. Oestr.

Ausgabe B mit Versich. 40 Pf.
zuzüglich ortsbüll. Zustellgebühr

1932. Nummer 52
Berlin, 29. Dezember



Vom Ohr zum Herzen

E. K. Sie sind befreundet mit einem jungen Mann und gehen in seiner Gesellschaft öfter zu Vergnügungen. Da Ihre eigenen Geldmittel nur beschränkt sind, bezahlt meistens der junge Mann die Umlosten, denn er verfügt über größere Mittel und ist außerdem gewohnt, seine Verstreutungen etwas kostspielig zu gestalten. Diese Abhängigkeit ist für Sie äußerst drückend, und Sie fürchten die Wahl, entweder mit der Freundschaft Schluss zu machen oder weiter die Abhängigkeit zu ertragen.

Ihre Bedenken sind voll berechtigt. Nur liegt auch diese Frage so, daß man sie je nach den Charakteren verschieden beantworten wird. Mit der allgemeinen Feststellung: Die moderne Frau bezahlt für sich selbst, wird Ihnen wenig geholfen sein. Das Entscheidende ist vielmehr die Art der Freundschaft; betrachten Sie sich als die zukünftige Frau des betr. Mannes, so können Sie ohne Unruhe annehmen, was man zwischen Kameraden nicht allzu gern und vor allem nicht allzu oft annimmt. Im letzteren Fall wird man immer bemüht sein, alles zu vermeiden, was ein Abhängigkeitsgefühl hervorrufen könnte. Es will mir nicht einleuchten, daß Sie nur zwei Möglichkeiten sehen, nämlich abzubrechen oder hinzunehmen. Sie müßten mit Ihrem Freund ganz ehrlich über die Frage sprechen. Gerade dies ist doch einer der Vorteile des heutigen kameradschaftlichen Verhältnisses zwischen den Geschlechtern: die größere Freimütigkeit. Und gerade in solchen Schwierigkeiten soll diese sich beweisen. Bitten Sie den Freund, die Vergnügungen auf eine etwas bescheidenerne Basis zu stellen; schließlich sollen doch nicht Kino- und Restaurantbesuche das Wesentliche ausmachen von dem, was eine Freundschaft zweier Menschen gibt. Finanzielle Großzügigkeit in allen Ehren — nur bekommt leider gerade diese oft bei einer Verschiebung der Beziehungen ein sehr anderes und unerfreuliches Gesicht. Wenn Sie selber so stark das Gefühl von Abhängigkeit und Belastung haben, so ist dies eigentlich schon ein Zeichen, das zur Vorsicht mahnen sollte.

Mutter Nora. Sie haben mit Ihrem Mann Zwistigkeiten, weil er es für unrichtig hält, daß Sie mit Ihren drei Kindern in diesen Wochen viel Weihnachtslieder singen und Weihnachtsgeschichten erzählen. Seiner Ansicht nach sind das nur „Sentimentalitäten“, die Kinder von heute brauchen eine „realere“ Erziehung, die ihnen rechtzeitig die Augen darüber öffne, was das Leben in Wahrheit ist.

Die Kinder von heute müssen zum größten Teil sehr, sehr viel entbehren, müssen sich mit den Eltern vor „Realitäten“ beugen und sie

erdulden, ehe sie überhaupt das Wort verstandesgemäß begreifen können; ob wir wollen oder nicht, werden sie das Leben viel früher sehen wie es „in Wahrheit ist“, als wir es noch gesehen haben. Deshalb sollte man ihnen auch noch ein letztes Flecken Kinderland nehmen, sollen sie nicht mehr träumen dürfen, ihre Kinderseelen nicht mehr ausziehen in ein von keiner Wirklichkeit entzaubertes Paradies? Heißt das nicht, bildlich gesprochen: „Weil du später vielleicht einmal frieren mußt, nehme ich dir schon jetzt die Kleider weg?“ Oder stellt Ihr Mann sich das wie eine Art seelischer Abhärtung vor? Aber diese erfolgt ja sowieso; der Habitus ist immer bezeichnender geworden, der äußere Aufwand für das Fest immer kleiner. Um so tiefer muß man deshalb zu den inneren Quellen steigen, wenn nicht überhaupt der Begriff „Fest“ ein „unaktueller Märchen“ werden soll! Weihnachtsmärchen, Weihnachtsmusik aus dem Kinderzimmer verbannen, das heißt einen Teil jener Lebensfreude zerstören, die den Kindern notwendig ist wie Luft und Sonne. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, und ganz gewiß auch nicht allein von „Realitäten“!

J. P., Würzburg. Sie haben vor kurzem geheiratet und bewohnen mit Ihrer jungen Frau als Untermieter zwei Zimmer. Daraus ergeben sich dauernd Zwistigkeiten zwischen Ihrer Frau und der Wohnungs-inhaberin.

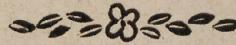
Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf alle Einzelheiten des häuslichen Kleinkrieges eingehen. Wahrscheinlich ist Ihre Frau auch ein wenig zu schroff gewesen, gerade aus der Unsicherheit ihres noch jungen Hausfrauenums, wahrscheinlich mischt sich die soviel ältere Witwe mehr ein, als nötig und berechtigt wäre. Ich glaube nicht, daß Sie viel ändern werden, sondern halte es für das beste, Sie sehen sich langsam nach einer andern Wohnung um. In Untermiete wohnen — das will gelernt sein; auch Ihre Frau wird noch die nötigen Erfahrungen machen und sich einige Kenntnisse der Diplomatie eignen! Machen Sie ihr nicht zuviel Vorwürfe; hier steht mehr auf dem Spiel als eine Wohnung, nämlich der Frieden Ihrer Ehe. Also lieber die Zelte abbrechen und freundlichere Gestade aufsuchen!

Gerhard, Köln. Sie sind 26 Jahre alt, möchten gern heiraten und können sich nicht schlüssig werden, welches von zwei Mädchen Sie wählen sollen. Ihr Herz spricht für die eine, die Sie liehaben, aber der Kopf wählt die andere, deren Vater ein hübsches Vermögen besitzt.

Lieber Gerhard, Ihren Konflikt kann nur Ihr eigenes Gewissen entscheiden. Sie wissen von sich, worauf es Ihnen im Leben ankommt, Sie kennen die eigenen Bedingtheiten, mit denen Sie rechnen müssen. Wenn Sie jung sind und zwei Hände zum Schaffen haben und die Arbeit obendrein, sollten Sie Ihr Herz nicht um des Geldes willen tyrannisieren!

Mit dem nächsten Heft bringt Die Gartenlaube mehr Umfang, mehr Mode, mehr Haushirtschaft, mehr Sicherheit —

durch die mit dem Abonnement verbundene Unfall- und Sterbegeld-Versicherung, an der jeder Leser der „Gartenlaube“ (Ausgabe B) gegen einen wöchentlichen Zuschlag von 10 Pf. teilnehmen kann. Ehegatte und Kinder von 6 bis 16 Jahren sind ohne weiteres versichert. Alle Einzelheiten werden auf Wunsch gern mitgeteilt.



Unser neuer Roman „Die vom Gemsenberg“ schrieb der Dichter Ernst Zahn.
Die beliebtesten Erlebnis-Schilderungen werden fortgesetzt mit „Pfeipchen“
von Fritz Rostosty.

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal. Überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich. Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung die Post „Gartenlaube“ in den Legekästel darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gespalte Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G. m. b. H. Hauptleitung: Heinrich Meissner in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Domgasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieck, Berlin — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einsendungen sind zu richten nach Berlin SW 88, Zimmerstraße 35—41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11—1 Uhr. Verlag Ernst Keil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G. m. b. H., Berlin.

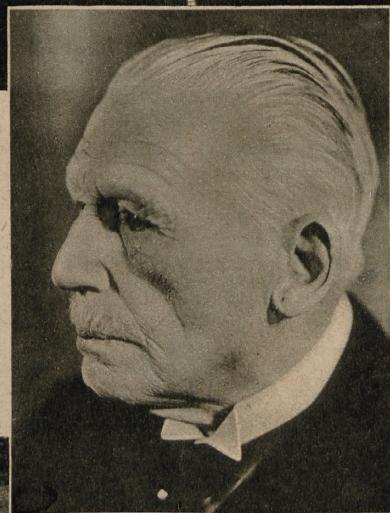
**Raketen ins neue Jahr**

Silvesternacht in Pforzheim
Aufn. Müller, Pforzheim

Unten: Der neue Blitzzug

der Deutschen Reichsbahn, der kürzlich auf der Strecke Berlin-Hamburg seine ersten erfolgreichen Probefahrten ausführte, soll mit Beginn des Sommerfahrplans als Schnelltriebwagen für den normalen Verkehr auf dieser Strecke eingesetzt werden. Er benötigte für die 286 Kilometer 141 Minuten, 38 Minuten weniger als der FD-Zug

Radierung von Otto Engelhardt-Kyffhäuser



Links:

Generaloberst von Einem,
einer der bekanntesten Führer im Weltkrieg, feiert seinen 80. Geburtstag

Unten: In 7 Tagen u. 7 Stunden von Kapstadt nach London

Der mutigen jungen englischen Fliegerin Amy Johnson-Mollison gelang es, mit dieser Leistung einen Rekord aufzustellen, der die Bestzeit für diese Strecke, nämlich 9½ Tage, weit unterbot. Die begeisterte Menschenmenge bereitete der 24jährigen Pilotin einen begeisterten Empfang

Aufn. Kutschuk





Ölkrieg in Persien

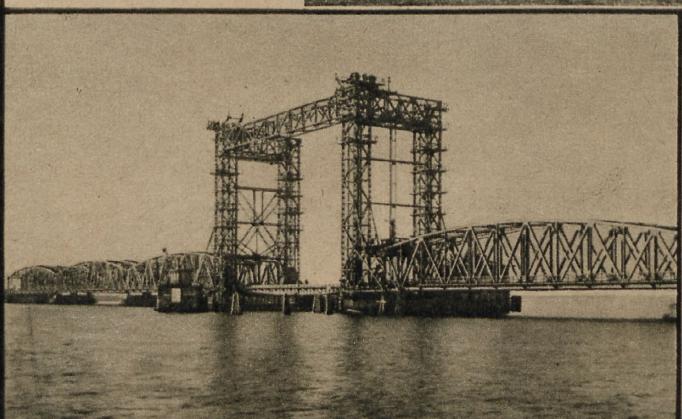
Die persische Regierung hat der Anglo-Persian Oil Company die Konzession entzogen, und England hat dagegen Einspruch erhoben
Photopress

Rechts: Der amerikanische Geheimbund Ku-Klux-Klan

errichtete in Arlington, Virginia, ein großes flammendes Kreuz als Warnung für die „Hungermärsche“, das Gebiet des Staates Virginia zu betreten



Neue deutsche evangelische Kirche in Schanghai
Aufn. Die Brücke, Schanghai



Deutschlands neueste Eisenbahnbrücke

über den Peene-Strom am Pommerschen Haff ist besonders bemerkenswert durch eine neuartige Lösung des Mittelteils, der als fahrstuhlhartig arbeitende Hubbrücke in die feste zweigleisige Brücke eingeschaltet ist und als Schiffsdurchlaß dient



„Die Welt der Frau“
„Vom Fels zum Meer“

* Illustriertes Familienblatt *

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Buffalo

eine Erzählung aus der Prärie von Olai Aslagsson

Schluß

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G.m.b.H., Berlin

Tags darauf versuchten die Cowboys ihr Glück von neuem, mit einem besonders geschulten Pferd. Diesmal blieben Gaul wie Stier auf den Beinen, aber der Lasso riß. Als man Buffalo endlich eine Schlinge übergeworfen hatte, ergab sich als neue Schwierigkeit, daß der Widerspenstige nun gegen das Fortgeschafftwerden sich energisch zur Wehr setzte. Kam Mann oder Ross ihm zu nahe, so stürzte er sich mit gesenktem Kopf auf sie. Die Cowboys versuchten es im guten und im bösen. Sie schlangen ihm vier Lassos um die Hörner und ließen ihre Pferde aus Leibeskräften ziehen. Aber Buffalo stand unerschütterlich. So mußten sie denn vorläufig den Versuch aufgeben und unverrichteter Dinge nach ihrem Hof heimkehren.

Doch sie erschienen im Lauf des Spätherbsts und Vorwinters noch mehrmals, um dem Wilden mit allerhand Folterwerkzeugen zu Leibe zu rücken. Umsonst: Buffalo blieb weiterhin störrisch, und es ward allgemach immer schwieriger, überhaupt an ihn heranzukommen. Die andauernden Nachstellungen fielen ihm auf die Nerven und machten ihn immer tüchtischer.

Eines Tages hatte man ihn wieder einmal zu Boden gerissen und so gehörig gefesselt, daß er sich kaum zu rühren vermochte. Und nun, als man ihn wieder auf die Beine gestellt hatte, quetschte man ihm eine Maulklemme auf — zu dem Zweck, ihm die Luft abzuschneiden, sobald das Seil sich straffte. Aber auch das half nichts. Buffalo stand und stand und ließ seine Peiniger zerren. Wohl ruckte er heftig den Kopf hin und her, um sich der quälenden Klammer zu entledigen, aber er rührte sich nicht vom Fleck: stand und stand, bis er aus Luftmangel wieder zu Boden stürzte. Eher wohl hätte man ihn erwürgen können, als daß er sich zur Nachgiebigkeit zwingen ließ.

Stöcke mit eisernen Spiken stach man ihm ins Fell, knallte mit Revolvern dicht an seinen Ohren, brannte Pulver zwischen seinen Hinterbeinen ab — aber Buffalo blieb, wo er war. Hin und wieder zwar machte er einen Ausfall zur Seite hin, und er schnob vor Wut und warf das gewaltige Haupt vor und zurück — doch um keinen Zoll lockerte er je das Seil, das ihn mit dem zwanzig Meter entfernten Sattelknauf verband. War es ein Wunder, daß er bösartig wurde?

* * *

Es kam der Winter mit seinen Schneestürmen und seiner eisigen Kälte, seinem folternden Hunger: ein Unwetterwinter

von jener Art, wie er nach Zwischenräumen von etlichen Jahren sich immer einmal einzustellen pflegte; ein unerbittlich-umbarmherziger Winter, der unter den Schwächlingen in der Tierwelt schonungslos aufräumte.

Die Kinderherde, zu der Buffalo gehörte, war letzten Endes darauf angewiesen, sich allein durchzuschlagen. So war es übrigens allgemein. In der Regel geschah es erst gegen Ausgang ungewöhnlich harter Schneizeiten, wenn die Kinder vor Entbehrungen und langwierigen Leiden zu verenden drohten, daß man ihnen mit Futterheu zu Hilfe kam.

Buffalo erging es besser als den meisten Herdengenossen. Er war mager, aber verhältnismäßig stark und unverwüstlich zäh. Er stand dem wilden Tier doch wohl näher als die andern und schien auch besonders begabt dafür, ein lärgliches an Nahrung unter der Schneekruste hervorzuscharren. Früh und spät war er dabei. Wenn die Herde sich zusammenschob und dem Sturm den Rücken kehrte, grub Buffalo unverdrossen nach Futter. Er achtete weder des Wetters noch der Raubtiersharen, die beständig der Herde folgten und denen die Alten und Schwachen zum Opfer fielen.

Zu dieser Zeit betreute er nur einen Schüchting noch; denn seine Schwester war schon früh im Winter eingefangen, auf einen Wagen verladen und fortgefahren worden. Er hatte sie ansänglich sehr entbehrt; war tagelang in der Herde umhergegangen, hatte gewittert und gespäßt, bis er sich allgemach über den Verlust beruhigte. Seitdem zog nun nur die Färse Nutzen aus seinem Arbeitseifer — und seinem Aussehen. Denn das Raubzeug, sogar der Wolf, mied ihn.

Die Färse freilich war nicht sonderlich abgehärtet. Obgleich sie, dank ihrem Beschützer, die ganze Zeit ihre Kräfte hatte schonen können, ließ die anhaltende Unterernährung sie nach und nach so mager werden, daß sie fast nur aus Haut und Knochen bestand. Das Gehen ward ihr saurer denn je, und die Augen, die groß und schlaff vorstanden, blickten zag und hoffnungslos. Wäre der fürsorgliche Buffalo nicht gewesen, der stets zur Stelle war, wenn sie Hilfe brauchte, und der von Nachzotteln nichts wissen wollte, sie hätte sich längst müde niedergelegt — den Präriewölfern zu willkommener Beute.

Aber eines Tages, in heulendem Nordoststurm mit nadel-scharfen Schneekristallen, konnte sie einfach nicht weiter. Schon

am frühen Morgen war sie schwächer als sonst gewesen, und Buffalo hatte schwere Mühe gehabt, sie mitzubekommen. Gegen Mittag war der Rest ihrer Kräfte aufgebraucht. Auch Buffalos Ermüdungen blieben nun ohne Wirkung. Zuletzt blieb sie, bis zu den Knien im Schnee, stehen und sah ihn traurigen Blickes an. Es schien, als bate sie ihn, nur getrost weiterzugehen und sie zu lassen, wo sie wäre. Sie, die sich sonst immer so sehr selbst vor einem einzelnen Coyoten gefürchtet hatte, kümmerde sich kaum noch um das gierige Graubeinpaar, das ihnen unentwegt folgte. Schließlich konnte sie sich nicht einmal mehr auf den Beinen halten; sie sank in den Schnee und blieb unbeweglich liegen.

Buffalo wußte sich keinen Rat. Er trat zu ihr, beschnupperte sie und leckte ihr das Gesicht. Dann begnügte er sich damit, um sie herumzuschreiten und das Wolfs paar fernzuhalten.

Das war nicht so einfach. Die Wölfe waren ausgehungert und an sich weder so furchtsam noch so geduldig wie ihre kleineren Vettern, die Coyoten. Sie hockten sich nicht in den Schnee und warteten auf den Tod ihres Opfers, um mit dem Nas vorliebzunehmen; nein — sie gedachten, diesen Tod zu beschleunigen, um sich an warmem Blut und ungefrorenem Fleisch zu laben.

Es schneite jetzt so dicht, daß Buffalo nur wenige Schritte weit sehen konnte, und der Sturm heulte dumpf über seinem Kopf. Die Herde war längst außer Hörweite. Und er fühlte sich in dieser beklemmenden Einsamkeit ungemütlich und weniger sicher als sonst. Zuweilen hielt er in seiner Abwehrarbeit inne, um auf bekannte Geräusche zu lauschen. In seinem Innern tobte ein Kampf zwischen Lust und Pflicht. Aber er verharzte getrenlich, wo er war, und tat sein Bestes. Bald schnaubte er vor Wut und trat mit den Füßen nach dem aufdringlichsten Wolf; bald wiederum leckte er der Färse behutsam den Hals. Und die hilflose blickte aus verschleierten Augen dankbar zu ihm auf.

Aber das dauerte den Wölfen zu lange. Ihr Gedärn schrie nach Nahrung. Sie wurden dreister und dreister. Ihre Angriffe erfolgten zumeist an zwei Stellen zugleich. Sie knurrten Buffalo an, fauchten und fletschten die Zähne und schlügen sie wieder zusammen mit einem so scharfen Geräusch, daß es der Färse durch Mark und Bein drang. Sie brummten und spien unmittelbar vor Buffalos Nase, um ihn zu zwingen, ihnen nachzusehen.

Doch Buffalo hatte, trotz seiner Jugend, Erfahrung genug, um solcher Raubtierlist Trotz zu bieten. Statt sich unnütz zu verausgaben, indem er den Leichtfüßigen durch den tiefen Schnee nachstapste, stellte er sich spreizbeinig über die Färse, um sie so besser verteidigen zu können.

Dieser Strich durch die Rechnung brachte das Blut der Wölfe zum Sieden. Sie gerieten außer sich vor Wut. Während der eine, den geifernden Rachen nur wenige Zoll von Buffalos Maul, ihm seine teuflische Erbitterung entgegenfauchte, schlug der andere die Zähne in sein Hinterbein. Die unbequeme Stellung, die Buffalo einnahm, hinderte seine Bewegungen. Als er nach dem Angreifer trat, stieß er ungewollt die Färse in die Seite. Da konnte er sich nicht länger beherrschen: Brüllend vor Zorn, setzte er, über die Jungkuh hinweg, dem Wolf nach. Und im selben Augenblick schlug der andere Räuber seine glitzernden Zähne der Färse in die Kehle. Sie leistete keinerlei Widerstand. Ihre leeren Augen blieben auf Buffalo und das wogende Schneetreiben gerichtet, aber sie sah nichts mehr. Dann sank ihr Kopf auf das weiße Lager nieder, das ihr Blut langsam rötete.

Länger als eine Stunde hielt Buffalo bei der Toten die Wacht. Unablässig ging er um sie herum und beschnupperte sie, als verstünde er nicht, was da geschehen war, und als erwarte er immer noch einen Lohn für seine Ausdauer. Dann zottelte er einsam über die Präarie und verschwand im Gestöber.

* * *

Es kam eine Zeit, da der Selbstbehaltungstrieb die wandern den Tiere alle Hemmungen vergessen ließ. Sie hatten sich allmählich den Gegenden genähert, wo es Menschen und Nahrung gab. Und in einer Mond scheinnacht, bei klirrendem Frost, stand die halbverhungerte Herde auf einem Höhenrücken, mit der Aussicht auf einen gefrorenen Fluß und verstreute Bauernhöfe. Sie und da in der weissen Niederung waiften haushohe Heuschober ihre Schatten auf den Schnee.

Der Anblick war unwiderstehlich. Keine Macht auf Erden hätte jetzt die Verzweifelten halten können. Es war kein Vorrucken hungriger Kinder, die Futter forderten; es war ein Ansturm der Naturkräfte selbst, die in bitterer Nachgier die Zivilisation überrumpelten. Das Heu war zwar gegen solche Überraschungen

Stacheldrahtzäune geschützt. Aber was kümmerten sich die unabhängigen Tiere darum? Die Zäune wurden über den Haufen gesetzt, als wären sie nie dagewesen.

Buffalo hielt sich im Hintergrund. Er fühlte sich in dieser Umgebung nicht recht behaglich. Er hatte weder einen Heuschober noch ein Haus oder einen Zaun je gesehen. All das war neu für ihn und deshalb fragwürdig. Es gefiel ihm nicht. Am liebsten wäre er auf dem Hügel umgekehrt und hätte wieder die Wildnis aufgesucht, ehe der Sturmlauf begann. Wäre doch nur jemand mit ihm gekommen! Vom Alleingehen nämlich scheute er sich. Denn einem einzelnen würde — das spürte er instinktiv — binnen kurzem von den herumlungenden Raubtierrudeln der Garas gemacht.

Diese Gelegenheit war es, auf die der Herdenbesitzer gewartet hatte. Wenn sich jener halsstarrige Bastard noch bei der Herde befand, so müßte der nun endlich klein beigegeben. Das Gelände war wegsam, die Entfernung gering. Ein Pferdegespann, ein Schlitten und ein paar Seile mußten die Sache zum Abschluß bringen.

Schon tags darauf wurde ein Versuch gemacht. Diesmal ergriff Buffalo nicht die Flucht, aber er leistete wiederum erbittertsten Widerstand. Eins der Pferde wurde vom Horn des tollen Stiers durchbohrt und blieb auf der Stelle tot; und der Mann, der es ritt, brach ein Bein. Ein anderer Cowboy flog in weitem Bogen aus dem Sattel und renkte sich die Schulter aus. Und dem trockenem Buffalo selber wurde durch den Hinterhuf eines erschrockenen Pferdes ein Auge ausgeschlagen. Aber dann ward er schließlich überwältigt und auf den Schlitten gewälzt, um auf dem Hof fortan sein Leben als Gefangener zu verbringen.

Als man ihn losließ, befand er sich innerhalb einer aus Pfählen gebildeten Einfriedigung. Das erste, was er tat, war, daß er an dem Zaun entlangtrabte, als hoffte er, irgendwo eine Öffnung zu finden. Da er keine fand, preßte er den Kopf gegen einen Pfahl, wie um dessen Widerstandskraft zu erproben.

Stundenlang trieb er sich so ruhelos umher, ohne zu beachten, daß ihm Heu hingeworfen wurde. Manchmal ging er, manchmal trabte er. Hin und wieder geriet er in Grimm und preschte in vollem Galopp dahin. Ab und zu auch blieb er stehen und starre zwischen den Pfählen hindurch. Dann begann er wieder zu gehen.

Falls er noch nicht bösartig gewesen wäre, so wäre er es jetzt geworden. Kaum ward er eines Menschen ansichtig, so begann er zu brüllen und den Boden zu stampfen. Bleib der Mann vor der Einfriedigung stehen, um ihn in Augenschein zu nehmen, so senkte Buffalo die Hörner und zeigte im übrigen alle Anzeichen von Sinnesverwirrung. Verweilte der Mann trotz dieser deutlichen Drohungen, so stürzte sich der junge Stier so wuchtig mit den Stieren gegen den Pfahlzaun, daß der Neugierige es nun doch für ratsam hielt, zu verschwinden.

Der Hofbesitzer freilich versicherte seinen Leuten, diese Willigkeit werde sich allgemach legen; binnen einer Woche wahrscheinlich schon wäre das Tier so zahm, daß es ihm aus der Hand fräße.

Und bis zu einem gewissen Grade behielt er recht. Als etwa acht Tage vergangen waren, offenbarte Buffalo keinerlei Bosheit mehr gegen den Farmer, der ihn immer persönlich fütterte. Der Mann ging zu ihm in die Einfriedigung und schloß die Tür hinter sich, ohne andere Waffe als eine Heugabel. Zwar fraß Buffalo ihm noch nicht aus der Hand, aber es sah doch so aus, als wäre er auf dem besten Wege dahin.

Einer der Cowboys, der die Unzuverlässigkeit der Bisons besser zu kennen vermeinte als sein Brotherr, ließ es nicht an Warnungen fehlen. Der Besitzer aber lächelte ungläubig. Er schrieb das Misstrauen des Knechts dessen immer noch unbrauchbarer Schulter zu; denn es war jener, der an der entscheidenden Jagd auf Buffalo teilgenommen hatte und aus dem Sattel geschleudert worden war.

Unterdessen ging der junge Stier umher, fraß, soviel er konnte, und sehnte sich nach den Strapazen der Wildnis. Man konnte ihm das nicht gerade ansehen. Außerlich verhielt er sich ruhig und beherrscht, so daß es schien, als habe er alle Hoffnung auf Freiheit aufgegeben und sich mit seines Daseins Enge abgefunden.

Zwei Wochen, nachdem man ihn eingesperrt hatte, fraß er wirklich dem Viehzüchter ein Heubüschel aus der Hand. Und



Winterlicher Fluß
Aufnahme E. Hoinkis

Ende Januar ritt der Mann auf ihm innerhalb des Pfahlzauns rundum.

Dann aber kam jener verhängnisvolle Abend, der alles bisher Errungene jäh über den Haufen warf.

Es war um die Dämmerstunde. Die Cowboys weilten noch draußen, und der Besitzer und seine Frau befanden sich allein daheim.

Der Farmer ging hinaus, um Buffalo einen Armvoll Heu für die Nacht zu geben. Der Stier trotzte ihm, seiner Gewohnheit gemäß, entgegen. Als der Mann das Heu hingeworfen hatte, verharrete er eine Weile, auf die Gabel gelehnt. Buffalo begann zu fressen; und der Viehzüchter streckte, wie zumeist, die Hand aus, um ihm den Kopf zu kraulen.

Da wurde Buffalo plötzlich gewahr, daß die Pforte offenstand, und ging langsam auf sie zu. Der Mann wunderte sich, daß der Stier das Heu liegen ließ, und versuchte, den Grund zu entdecken. Als er sich über ihn im klaren war, packte er Buffalos beide Hörner mit einem kräftigen, aber freundschaftlichen Griff, um ihn nach einer andern Richtung zu drehen.

Was in diesem Augenblick im Hirn des Tieres vorging, läßt sich schwerlich erraten. Es vollzog sich so schnell, daß der Farmer, obwohl jung und gewandt, nicht ausweichen konnte . . . Wenige Sekunden darauf sah die entsetzte Frau vom Fenster aus Buffalo, mit ihrem aufgespießten Mann auf den Hörnern, über die verschneite Ebene rasen . . .

Und der dahinrennende Stier machte nicht eher halt, als bis Atemlosigkeit ihn dazu zwang. Er versuchte nunmehr, den Leichnam abzuwerfen; versuchte es wieder und wieder, ohne daß es glückte. Er schleuderte den Kopf gewaltsam hoch oder preßte die Stirn in den Schnee und pflegte eine Furche durch die verschneite Ebene. Er mühete sich ab, trat seitwärts, trat rückwärts und preschte dann wiederum in Raserei voran. Doch das Krummhorn ließ seine grauhabste Last nicht los.

Kalt und klar war der Abend. Der harsche Schnee trug den Stier einigermaßen. Er steuerte instinktgemäß auf jene Stelle los, an der man ihn damals gefangen hatte. Wollte er seine Herde suchen? Aber er hatte keinen Anhaltspunkt: Die Gegend war ihm unbekannt, und die stille Luft verriet ihm nichts. So ging er und ging, in verstochter Gemächlichkeit, als kümme die Tote über seiner Stirn ihn nicht weiter.

Die Zeit verstrich. Der Mond stieg im Osten auf, voll und rot. In der Ferne heulten und bellten Wölfe und Coyoten. Buffalo erhöhte nun wieder seine Schnelligkeit. Dies wölfische Ankläffen des Mondes erfüllte ihn jetzt, da er allein war, mit Unmut und Grauen.

Es gab indes Wölfe, die sich näher befanden als jene Heuler. Ein Rudel von fünf oder sechs Köpfen war auf Buffalos Fährte gestoßen und hatte sich alsbald zur Verfolgung aufgemacht. Sie hatten die Gewohnheit, jede Spur, auf die sie stießen, aufzunehmen, um sich keinerlei etwaige Beute entgehen zu lassen. Geisterhaft glitten sie, leise und flinkfüßig und stumm, über die mondheile Schneefläche.

Buffalo ward ihrer erst gewahr, als sie ihn schon umringt

hatten. Unter gewöhnlichen Umständen hätten sie natürlich kaum gewagt, bedenkenlos ein so kräftiges Tier anzufallen, aber der Blutgeruch und der Anblick des Leichnams, der ihnen so nahe dort hing, machte sie toll.

Sie sammelten sich im Halbkreis vor Buffalo, schnappten und bissen nach seiner schaurigen Schädelbünde. Ihre Zähne funkelten im Mondlicht, ihre Gieraugen blitzen. Heißes, heiseres Knurren und Fauchen erfüllte die Nacht. Wohin der Stier in seiner Ratlosigkeit sich auch wandte — allüberall begegneten ihm Kiefer, die krampfig zusammenschlugen, blutrote Zungen, die von Geifer troffen.

Der Kampf war von Anfang an hoffnungslos, der Bedrängte zum Tode verurteilt. Er wußte es — oder ahnte es wenigstens. Von allen Seiten sah er sich angegriffen. Noch wehrte er sich in wilder Verzweiflung: stieß mit dem Kopf, schlug mit Vorder- und Hinterbeinen. Da aber stürzte der Größte der Wölfe, der Rudelführer, mit solcher Heftigkeit auf ihn los, daß Buffalo zurückwich; und beim Rückwärtstreten in dem jetzt niedergestampften Schnee verlegte er zufällig einen der andern Wölfe. Der heulte voll Grimm und schlug rachgierig seine Zähne in des Bisons dicke Schenkelmuskeln.

Buffalo drehte sich flink; aber nur, wenn er die Leichenlast hochschleuderte, sah er seine Gegner einigermaßen deutlich; hing sie schlaff herab, so verdeckte sie sein einziges brauchbares Auge. Und das hinderte ihn daran, die Hörner ziellvoll zu gebrauchen. Auch die wuchtigen Beine schmetterten ihre Abwehrschläge ins Ungewisse, mehr oder weniger aufs Geratewohl. Er trat einfach nach dem Geräusch. Und dieses Geräusch bellernden Knurrens drang gleichzeitig von allen Seiten auf ihn ein. Seine Angreifer krallten und bissen sich fest, wo sie nur Halt fanden; und bald hing hinter der schlüpfenden Mähne die Haut in flockigen Fetzen herab.

Wie lange noch konnte er aushalten? Seine bebenden Nüstern vermochten der überanstrengten Lunge nicht mehr genügend Luft zuzuführen — er mußte das Maul zu Hilfe nehmen. Die Zunge hing ihm in Erschöpfung zwischen den Lefzen heraus. Ein Wolf hieb die Zähne hinein, und seine Genossen erhoben ein weithin gellendes Siegesgeheul.

Buffalos Bewegungen wurden schlaffer und schlaffer; die ermatteten Beine wollten den mächtigen Leib nicht mehr tragen. Er wiegte den Kopf mit der schauerlichen Bünde, als sei ihm nichts mehr klar, als wolle er zusammenbrechen.

Da ward es auf einmal still um den sterbenden Bison. Die Wölfe hielten inne und lauschten — schnürten gleich darauf in furchtsamer Hast über die Prärie von dannen.

Und um wenig später erschienen vier Reiter auf dem Schauspiel der Tragödie dieser Winternacht. Noch immer hielt Buffalo sich aufrecht, aber er schien weder zu sehen noch zu hören. Nach harter Mühe gelang es, den Leichnam behutsam von den blutigen Hörnern zu heben. Dann riß einer der Männer den Revolver heraus und erlöste Buffalo durch eine barmherzige Kugel von seinen Leiden.

Ende

Weihnacht in Palast und Hütte

Italienische und deutsche Kunstauffassung von Dr. Wilhelm Boeck



Die Verkündigung findet als gesellschaftliche Begegnung im Innern eines Palastes statt
Gemälde von Piero Pollajuolo, Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin

Unten: Maria und der Engel erleben in einer schmucklosen Hütte den übersinnlichen Vorgang
Gemälde v. Konrad Witz. Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg

Dass der gleiche Gegenstand von verschiedenen Künstlern ganz verschiedenartig behandelt wird, zeigt sich jedem Besucher bereits nach sehr kurzer Zeit deutlich. Dass aber die immer wiederkehrenden künstlerischen Themen von jeder Nation anders erfasst werden nach ganz bestimmten, in den Tiefen des Volkstums verwurzelten Urgefszenen, versteht sich eigentlich von selbst. Denn welche Gemeinsamkeit sollte sich stärker bindend erweisen als die Abstammung von derselben Rasse und dem nährenden Boden derselben Landschaft und Kultur? Der nationale Charakter bewahrt sich selbst durch Zeiten geradezu entgegengesetzter Stilrichtungen hindurch als eine Kraft, die nach unveränderlichen Grundsätzen wirksam und schöpferisch ist. Nirgends aber treten die innersten Gefühle eines Volkes offener in Erscheinung als in seinem Verhältnis zu dem, was ihm heilig ist; so gestatten gerade die religiösen Gemälde einer gläubigen Vergangenheit tiefe Einblicke in den Nationalcharakter, wenn man sie recht zu betrachten weiß.

Für den Italiener ist die Maria der Verkündigung eine vornehme Frau, die einen ehrfurchtsvollen, in höfischer Sitte wohlbewanderten Boten empfängt. Vielfach tut sie es stehend, in unnahbarer Zurückhaltung, während der Gesandte des Himmels demütig sein Knie vor ihr beugt. In anderen Darstellungen wie dem kunstgewerblich reichen Bild von Piero Pollajuolo sitzt die Jungfrau in einem prunkvollen Stuhl mit schön geschweißter Lehne und Edelsteinverzierung auf samtenen Kissen und führt selbst eine Geste der Ergebenheit aus, als komme der kniende Sendling von einer sehr hochgestellten Persönlichkeit, die man



auch in ihrem Vertreter ehren muß. Mit der Selbstverständlichkeit des täglichen Umgangs trägt hier der Engel in der Linken das Lilienzepter, die Rechte hebt er zum formvollen endeten Gruß. Die beiden Gestalten sind mit erlebner Sorgfalt in kostliche Stoffe gekleidet, ihre Haare mit künstlicher Feinheit gefräuselt, des Engels mächtige Flügel sind von luxuriöser Stofflichkeit. Die nackten, beziehungsweise mit einer primitiven Sandale beschuhnten Füße dürfen nicht als ein Zeichen irdischer Dürftigkeit verstanden werden, sondern finden ihre Erklärung in der Neigung der gebildeten Renaissance-Künstler, nachzuahmen, was ihnen die antiken Statuen zeigten. Dass sie sich dabei in Widersprüche verwinkelten, kam ihnen selbst nicht zum Bewusstsein: Den reich ausgezierten Marmorsäulen möchte Sandalengeklapper schlecht angestanden haben. Mit dem Raum rechts von der durch ornamentierte Pilaster gegliederten Scheidewand soll das Schlafgemach der Maria gemeint sein. So erscheint auch in den deutschen Verkündigungsbildern fast regelmäßig ein verhängtes Himmelbett, dessen Gegenwart der Stube häusliche Intimität verleiht. Das prächtig gelchnizierte und vergoldete Renaissancebett, das sich in dem Gemälde Pollajuolos in die Wanddekoration fest einfügt, gibt aber keine Spur von solcher Stimmung. Hinter dem Saal befindet sich eine große offene Loggia, in der ein paar kleine Engel musizieren. Auf der Brüstung des Vorbaus sieht man durch die leichten Fensterbogen der Vorhalle hindurch neben einem orientalischen Teppich einen Pfau mit schimmerndem Schweif sitzen, und in der Ferne breitet sich greifbar deutlich und klar über- sichtbar das Panorama der Vaterstadt des Künstlers, Florenz.

Das Bild des deutschen Meisters kennt die Scheidung des Raumes durch eine Wand, die sich zwischen Maria und den Engeln schiebt, nicht. Das Verhältnis der beiden ist ungesellschaftlich, ihre Auf-



Die reichgekleidete Jagdgesellschaft der heiligen Könige verdrängt die Gruppe mit dem Christuskind
Gemälde von Domenico Veneziano. Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin



Ohne Gefolge treten die anbetenden Könige in persönliche Gemeinschaft mit der Heiligen Familie
Gemälde vom Meister des Sterzinger Altars im Rathaus in Sterzing

merksamkeit ist auf ein Höheres, den Inhalt der göttlichen Sendung gerichtet. Der ist in der Schriftrolle, die Gabriel statt der fürstlichen Lilie hält, niedergelegt, schwiebt aber zugleich als unsichtbares Schicksal über dem irdischen Vorgang. Darum grüßt der Engel nicht, sondern weist mit der Hand nach oben, und Maria ist von dem Gehörten so erfüllt, daß sie nicht daran denkt, dem Boten ein förmliches Willkommen zu bereiten. Die umfangreiche Heilige Schrift, in der sie andächtig gelesen, ist der eleganten Taschenausgabe des Gebetbüchlein bei dem italienischen Maler merkwürdig unähnlich. Zwar trägt auch der deutsche Engel einen kostbaren Mantel und Maria ein sonniges Gewand, aber doch: welche Schlichtheit im Vergleich mit dem Aufwand dort! Hier der Zuschnitt des englischen Kleides, der priesterlichen Tracht beim Gottesdienst entnommen, dort die Drapierung des Überwurfs, vom Schwung

römischer Togen abgeleitet. Die nach dem Vorbild der Natur geschaffenen Schwingen des Himmelsboten sind eher geeignet, ihn in höchste Höhen zu tragen; die weichen, gepflegten Haare der Jungfrau sind nicht zierlich frisiert, sondern fließen in leidlicher Einfachheit über den Nacken. Ihr glatter Scheitel wird von einem unperspektivischen, goldenen Schein umrahmt, der sich nicht wie die dünne, mathematisch verkürzte Drahtlinie bei dem Italiener seiner übersinnlichen Existenz schämt. Während bei dem Südländer die Falten der Gewänder sich in großen Zügen schwingen und in ungehemmtem Fluss verbinden, scheinen bei dem Deutschen die Brüche manchmal hart und unharmonisch; sie sind aber darum in weit höherem Maße symbolische Spiegelungen seelischen Erlebens. — Und wie hat sich endlich der Schauplatz geändert! Aus dem von einem klassischen Architekten und geschmackvollen Dekorateur aufgeföhrten Palast sind wir in eine bescheidene, mit Holzbalken gestützte Hütte versetzt worden, wo statt eingelegter Marmorplättchen die Fugen der Dielen und statt prunkvoller Kassettendecken rohe Bohlen die Fluchtländer des Raumes darstellen. Der Schmuck der Säulen sind die Sprünge im Holz, und das einfach gerahmte Fenster läßt nur wenig Licht herein. Aber dieses wenige erweckt in der armseligen Stube eine warme Heimlichkeit und ein Hin und Her von Licht und Schatten, daß die getünchte Mauer zu leuchten beginnt. Vom Draußen aber, das man nicht sehen kann, erhebt eine geheimnisvolle Vorstellung: Wie muß der volle Tag schön sein, wenn schon sein spärlicher Abglanz Wunder tut!

Wie sich das seelische Erleben der südländischen Menschen hauptsächlich in der äußeren Form ausdrückt, geht sprechend aus der Vorliebe für das Thema der Anbetung der Heiligen Drei Könige hervor. Auf dem Bild des Domenico Veneziano treten die Könige mit märchenhaftem Prunk auf, um ihre goldenen Geschenke zu überreichen. Ihr berittenes Gefolge, die Hunde und Falken könnten den Eindruck erwecken, als handele es sich um



Im halbverfallenen Gemäuer verehrt die Heilige Familie andächtig das Wunder des neuen Lebens
Kupferstich von Martin Schongauer

stehend, nach Fassung ringt. Der trübselig ernste Kopf Josephs schaut unsicherlich aus der Hütte hervor. In der ganzen Szene ist keine Figur, die nicht voll an dem Ereignis teilnehme. Der lärmende Troß erscheint dem deutschen Meister störend und wird kurzerhand weggelassen. Während der Italiener eine freie, weite Landschaft vor dem Beschauer ausbreitet, behält der Deutsche statt des lichten Himmels mystischen Goldgrund bei, der die heilige Geschichte in eine jenseitige Welt enträdt. Denn sein Gemälde ist noch Teil eines Altars und zur Erbauung der Gläubigen bestimmt, während das Kupfbild des anderen als Wandschmuck eines Palastes in erster Linie das Auge erfreuen soll. Sucht man für die Verschiedenheit beider ein Symbol, so kann es der Stern beziehungsweise der Pfau auf dem Dach der Hütte sein.

Ein Kunsthistoriker könnte noch manches aus diesen Bildern herauslesen, zum Beispiel daß die italienischen Künstler mehr auf plastische, die deutschen mehr auf malerische Wirkung sehen oder daß die einen mehr konstruierend, die anderen mehr beobachtend verfahren. Aber zum Verständnis dessen, worauf es ankommt, würde es wohl nichts beitragen, das sich nicht schon aus der einfach menschlichen Betrachtung ergäbe: Der Meister der romanischen Rasse richtet sich nach seinem Schönheitsideal, auch dann, wenn es sich um arme Hirten und verfallende Gebäude handelt; er glaubt, den heiligen Begebenheiten am besten gerecht zu werden, wenn er sie sich in einer Welt äußerem Glanzes und edler Körperlichkeit abspielen läßt. Der germanische Künstler aber geht von dem Leben in seiner tendenzlosen Vielfältigkeit aus und sucht auch in dem Bescheidensten das Göttliche aufzuspüren. In seinen Augen geschieht der Erhabenheit der Weihnacht kein Unrecht, wenn der äußere Rahmen der Ereignisse so schlicht wie möglich ist, wenn nur im Herzen die Quellen der

Vor einem antiken Triumphbogen gruppieren sich die Könige in theatralischem Gegenspiel
Gemälde von Francesco di Giorgio. Siena, S. Domenico

eine vornehme Jagdgesellschaft, die zufällig auf das idyllische Odbach einer armen Familie gestoßen ist und aus Freude an dem Abenteuer Rast gemacht hat. Die Gruppe der Maria selbst aber erinnert an höfisches Ceremoniell: wie die Könige um sie einen Halbkreis bilden, wie Joseph als aufmerksamer Paladin neben der Himmelsfürstin steht und das Kind den Kniestall des Vasallenkönigs mit unkinderlicher Segensgeste erwidert. — Bei dem Meister des Sterzinger Altars nimmt sich der greise König das Händchen zum Kuß, als empfange er innerlich gesammelt ein Sakrament. Den zweiten drängt es, die Kopfbedeckung abzunehmen, während der letzte, noch im Eingang

ewigen Liebe aufzubrechen. Er nimmt mehr mit der Seele als mit dem Geist am Erlösungswunder teil und bringt nicht nur seine Begabung und sein ideales Streben, sondern sich selbst an der Krippe im Stall von Bethlehem dar.

Während die alten Meister die Geburt der Maria oder des Täufers Johannes regelmäßig als Wochenstube mit zahlreichen Besucherinnen schilderten, forderte die Geburt Christi von ihnen eine ganz andere gegenständliche Behandlung. Einmal fand sie nach dem Evangelium in einem ruinenhaften Gebäude statt, das als Stallung diente und keinerlei Bequemlichkeit bot; dann aber umgab den Vorgang ein religiöses Mysterium. Die Künstler wählten darum meist einen der Geburt folgenden Zeitpunkt, da das Kind, säuberlich gebettet, von seiner Mutter und den herzueilenden Hirten angebetet wird. — Dem italienischen Meister ist es natürlich, sich unter dem „Stall“ der heiligen Erzählung ein antikes Monument vorzustellen, etwa einem Triumphbogen, wie ihn Francesco di Giorgio in dem Bild der Kirche San Domenico zu Siena vorsieht. Selbstverständlich bietet das Tor aber gar nicht genügend Raum, um die hl. Familie aufzunehmen; so wird die Architektur als reines Schauspiel in den Hintergrund gedrängt und zu einer Angelegenheit archäologischer Gelehrsamkeit gemacht. Das Gewölbe des Bogens ist zum Teil eingestürzt, Ochslein und Esel führen zwischen den Trümmern ein klägliches Dasein. Welche Art von Andacht bringen nun aber die Menschen dem kräftig entwickelten Kinde entgegen, das gar nicht aussieht wie ein Neugeborenes und mit aufgewecktem Blick dem Auge des Betrachters begegnet? Maria faltet zwar die Hände zum Gebet, aber es scheint, daß sie auf diese Bewegung mehr acht hat als auf den ernsten Sinn der Stunde. Und auch Joseph, der seinem Erstaunen Ausdruck geben will, führt mit dem ganzen Körper eine mehr schauspielerisch vollendete als aus innerem Zwang entstandene Bewegung aus. Die beiden Engel hinter ihm, die sich zu einer reizenden Gruppe verschlingen und von tänzerischer Grazie erfüllt sind, haben mit der Anbetung selbst gar nichts mehr zu tun; sie sind einfach ihrer Schönheit wegen da, und um im Aufbau des Bildes den Hirten rechts das Gleichgewicht zu halten. Diese bilden gegenüber den lyrisch zarten Engeln ein

dramatisches Element und sind in ihrer aufgeregten Gegensätzlichkeit als Gruppe gewiß vorzüglich erfunden. Wie der Strom der Handlung, von ihnen angetrieben, zur Mitte eilt, sich an der entgegengesetzten Gestalt Josephs bricht und in den Engeln sanft verebbt, ist ein glänzendes Beispiel italienischer Gestaltungskunst; und diesem kompositionellen Gedanken festeren Halt zu geben, ist auch die eigentliche künstlerische Bestimmung des Triumphbogens.

Der Deutsche Martin Schongauer weiß nichts von der strengen Größe antiker Ruinen; ihm genügen die Zeugen jüngerer Zerstörung, wie zahlreiche Fehden und häufige Brände sie damals allenthalben zurückließen. Sein Auge reizen mehr als klassische Verhältnisse das herausbröckelnde Gestein und der Efeu, der in den Nischen Wurzel geschlagen hat. Die Geburtsstunde seines Heilands wird ihm zum Anlaß stiller, frommer Einkehr. „Elend, nackt und bloß“ liegt hier das Kindlein vor der Mutter, die sich innig in die Betrachtung des kleinen Lebens verkennt und deren Hände sich wie von selbst zur Verehrung zusammengefunden haben. Dieses Gefühl der unbedingten Zusammengehörigkeit von Mutter und Kind konnte der Italiener nicht vermitteln; und wie anders wirkt nach Francesco di Giorgios Joseph, der seinen Körper wie ein Instrument meisterhaft beherrschte, der ungelenke, knochige, frierende Mann, der in zitternder Hand die Laterne mit der kleinen Kerze hält und verwundert auf Maria blickt! Den Hirten, die links herannahen, liegt nichts ferner als ein Getöse mit lauten Bewegungen; groß öffnen sich die Augen des zuerst Eingetroffenen, um das Neugeborene zu suchen. Ochs und Esel schauen verständig zu und kommen ganz eng heran, als gehörten sie zur Familie. Die Engel aber erfüllen die Luft mit dem Rauschen ihrer langen Gewänder und ihrem Jubelgesang.

Der Liebe des Künstlers zum Kleinen entspricht auch die Technik, die er sich erkoren hat: Alle Feinheiten der Linienführung gibt der Kupferstich ebenso scharf und treu wieder wie die geringsten Unterschiede in der Wirkung des harten oder weichen, rauen oder glatten, glänzenden oder stumpfen Materials und der helleren oder dunkleren Reflexe des Lichts in dem zerfallenen Gewölbe.

Der falsch geputzte Weihnachtsbaum

Von Walter von Dreesen

Es waren kalte Tage und eisige Nächte; wenn sich die Frauen trafen in den Geschäften, dann klagten sie über die vielen Kohlen, die der Winter kostete, und daß man zu Weihnachten weiß Gott nicht gedacht hätte, daß es im neuen Jahr so kalt werden würde. „Grüne Weihnachten, weiße Ostern“, sagte eine dicke Frau mit erfahremem Gesicht; „vor zwölf Jahren, erinnern Sie sich, da war's auch so!“

Den Kindern war es auch zu kalt, sie kamen mit roten Nasen und roten Backen nach Hause, hungrig und verfroren, einmal nicht abgeneigt, im Zimmer zu bleiben.

Wie Karlchen Grunau vom Rodeln zurückkam, hörte er eine fremde Stimme im Zimmer erzählen, laut lachend, er besann sich und erkannte, daß seine Tante Ulrike gekommen war.

Karlchen mochte sie nicht so sehr gern, aber er war sich eigentlich nicht ganz klar darüber, sie kam ihm eben immer etwas wunderlich vor.

Seine Mutter kam heraus auf den Flur und machte ein abwesendes, ärgerliches Gesicht. „Geh hinein!“ sagte sie. „Tante Ulrike ist da, sag ihr guten Tag!“

Karlchen liebte seine Mutter sehr und konnte es nicht vertragen, wenn sie traurig war; mit unbewußter Sicherheit nahm er an, daß Tante Ulrike Ursache dieser Traurigkeit sei. Er ging ins Zimmer und gab der Tante zurückhaltend und einsilbig die Hand, er staunte ihr leuchtend rotes Kleid an und wäre am liebsten schleunigst wieder aus dem Zimmer verschwunden. Aber die Tante begrüßte ihn wie eine willkommene Ablenkung. „Wollen wir spielen?“ fragte sie ihn lachend. „Ich kann großartig spielen, was meinst du, Karlchen?“

Diese alberne Umwandlung seines Namens hätte ihn vollends

verscheucht, wenn nicht der Vater gelächelt hätte. Er sagte also gehorsam, daß er gern mit ihr spielen wolle.

„Da spielen wir Weihnachten“, sagte Tante Ulrike.

„Weihnachten war aber doch schon!“ suchte er einzuwenden. „Das kann man doch nicht spielen!“

„Doch!“ sagte die Tante. „Gerade, das wird herrlich, paß auf, so schön war's nicht einmal beim richtigen Weihnachten!“ Damit stand sie auf und schob ihn zur Tür. „Jetzt geht's los, komm!“ Sie machte ein ungeheuer lustiges Gesicht, Karlchen sah es aufmerksam an, es kam ihm so vor, als wäre sie im Grunde gar nicht so lustig; sie tut nur so, sagte er sich, sie tut ja nur so. Das kam ihm sehr merkwürdig vor.

An der Tür drehte sich die Tante nochmals zum Vater herum und rief ihm fröhlich zu, sie sei ihm sehr dankbar, daß er ihr aus der Patsche helfe. Der Vater winkte beruhigend mit der Hand, aber seine Augen sahen nicht so freundlich aus.

Karlchen hätte die Tante gern gefragt, aus was für einer Patsche der Vater ihr denn geholfen hätte, aber die Tante redete selbst schon wieder und kam mit einer neuen Frage:

„Wir haben aber doch keinen Tannenbaum, Karlchen, was machen wir da?“

Das wäre nun eine Gelegenheit gewesen, um dieses Weihnachtsspiel herumzukommen, indem man einfach behauptete, daß kein Baum da sei, aber Karlchen mochte nicht lügen.

„Unser Tannenbaum steht noch in der Kammer, Tante Ulrike.“

„Na, prächtig“, sagte sie, „wo ist die Kammer?“

Die Mutter kam aus der Küche und sah die Tante an.

„Na, Ulrike, was hat Paul gesagt?“

Die Tante lachte schon wieder: „Geht in Ordnung, er bezahlte!“

„So“, sagte die Mutter, „hoffentlich ist es das letzte Mal!“ Die Tante hob die Schultern: „Liebes Kind, wer wie du im warmen Nest sitzt und keine Sorgen hat, kann es wohl kaum begreifen, daß es einer Geschäftsfrau unter Umständen so gehen kann.“

Die Mutter sah Karlchen stehn, wie er nachdenklich zuhörte. „Reden wir nicht mehr davon!“ lenkte sie ab. „Wohin wolltest ihr denn gerade?“

„In die Kammer“, rief die Tante, „Weihnachten spielen!“

Karlchen ging voraus und machte die Tür auf. Die Tante schaltete das Licht ein und stürzte gleich auf den Tannenbaum zu. Der stand da im grellen Licht, Lametta und ein paar herabgebrannte Kerzen hingen noch in den Zweigen, aber seine Nadeln waren fast alle in der Wärme abgefallen, lagen auf dem Boden, bräunlich, verwelkt, die legten an den Zweigen waren auch schon nicht mehr grün.

„Das macht nichts“, sagte Tante Ulrike, „wir wollen ihn schmücken.“ Sie durchsuchte die Kommode und den Schrank, die in der Kammer standen und für allerlei Reste und Gerümpel benutzt wurden. Und Karlchen stand schweigend daneben, wie die Tante mit bunten Bändern und Schleifen den Baum hängte. Sie redete unausgesetzt dabei, lachte und arbeitete mit einer sonderbaren Hast, die gar nichts mit dem Spiel zu tun zu haben schien.

Sie spielt ja ganz allein, dachte Karlchen plötzlich.

Dann schien sie fertig zu werden und sah sich das Werk an. Es war ein wirres, übertriebenes Gebilde, bunt und fremd, zugleich dürtig durch den vertrockneten Baum und ganz unweihnachtlich. „Na, herrlich, nicht?“ fragte die Tante Karlchen und sah ihn dabei halb an, auf eine fast unsichere und beifallheischende Weise. Er fühlte sich aber durch die ganze Geschichte unerklärlich abgestoßen, er ballte seine kleinen Hände in den

Hosenäschern zu Fäusten und antwortete mit fester Stimme: „Ich finde deinen Tannenbaum ganz abscheulich.“

Damit wandte er sich um und ging schnell hinaus, mit der Angst im Rücken, sie könnte als Erwachsene seine stolzen Kinderworte bestrafen. Aber sie kam ihm nicht nach.

Er ging in sein kleines Zimmer und wartete unruhig darauf, daß er gerufen würde, mindestens würde der Vater schimpfen, dachte er. Aber erst nach längerer Zeit kam das Mädchen Elli und rief ihn zum Abendessen.

Der Vater und die Mutter saßen lächelnd am Tisch, der Platz der Tante war leer. „Komm, du Schlingel“, sagte die Mutter, „die Tante ist weg, weil du so unhöflich zu ihr warst. Sie kam ganz böse zu mir und hat ihre Tasche genommen, eins, zwei, drei, war sie weg.“

Karlchen merkte, daß die Mutter in Wirklichkeit gar nicht böse war und sogar fast lachte. „Sie ist aber auch zu komisch“, sagte er, „sie lacht immer, wenn's gar nicht nötig ist.“

Der Vater sah ihn an und versuchte ein strenges Gesicht zu machen. „Wie wäre es denn“, meinte er, „wenn du nun äfftest?“

Später am Abend, als er schon im Bett lag, fiel ihm der arme Tannenbaum ein. Leise stand er wieder auf und schllich an der Küche vorbei, in der Elli beim Abwaschen vor sich hin sang, in die Kammer.

Er wagte nicht, Licht zu machen, und blieb im Dunkeln vor dem Baum stehen. Eilig und leise nahm er alles von den Zweigen herunter und packte es wieder in die Kommode. Dann stand sein Tannenbaum wieder da, mit seinen Zweigen ohne Nadeln, mit den silbernen Lametta und den Kerzenresten. Karlchen entdeckte noch ein kleines Schokoladenherz an einem Astchen, die Versuchung war groß, aber schließlich ließ er es doch lieber hängen. Nach einem letzten befriedigten Blick kehrte er in sein Zimmer zurück und schlief mit glücklichem Gesicht ein.

Sichelklau reist ins Kinderland

Seltsame Weihnachtsstunde des Bibliothekars Emanuel von Sichelklau

Von Dorothea Hollatz * Mit Zeichnungen von Ruth Koser-Midiaels

Emanuel von Sichelklau — Welch pompöser, wuchtiger Name! Und Welch zackiges, hageres Männchen im

Schatten dieses großartigen Namens! Als hätte Spitzweg ihn auf die Leiter gesetzt, so beugt er sich seinen Büchern entgegen, blinzelt durch dicke Brillengläser und tastet behutsam die Bücherrücken ab. Er ist allein im kleinen Saal der Bibliothek; die anderen haben Feierabend gemacht, denn es ist der vierundzwanzigste Dezember. Aber Emanuel von Sichelklau kann sich noch nicht von den Büchern trennen. Das eine will geliebtest, das andere gewarnt werden, dies dort oben bekommt einen bescheidenen Platz, während der kleine, dicke Band da unten etwas in den Vordergrund geschoben werden muß.

Ta, „geschoben“! Und nun ist die Wit über die Zeit schon wieder in Emanuels Herz und Hirn, und

er preßt die Lippen zusammen, daß sie wie Striche in dem Körnziehergesicht liegen. Aber er will sich diese einsame Stunde nicht vergällen; er muß immer noch dankbar sein, denn er hat sein Auskommen und eine über alles geliebte Arbeit.

Das Glöckenspiel vom Schloß spielt „In dulci jubilo . . .“; Sichelklau steigt von der Leiter und blinzelt durch die Fensterläden. Es schneit süß und leise. Wie grausam und traurig, daß dieses Fest der großen Liebe von soviel deutschem Elend verdunkelt wird!

„Alpha es et O . . .“, hallt es dreifach durch die Winkel und Ecken des Schloßhofes.

Emanuel von Sichelklau zieht die Schultern zusammen. Es ist kalt im Saal. Der Pförtner hat die Heizung ausgehen lassen, da die Feiertage kommen. Sichelklau stelzt zur Tür und stellt mit Unbehagen und erhobenen Brauen fest, daß es nur dreizehn Grad Celsius sind. Das ist zu wenig. Seine Wirtin hat gesagt, fünfzehn sei das mindeste, um sich nicht zu erkälten.

Erwickelt sich in Tuch und Wolle und nimmt mit langem, liebenden Blick Abschied für drei Tage von seinen Büchern; er wird nach Hause gehen. Das ist das richtigste.

Er schaufelt sich durch den neuen Schnee bis unter die gußeiserne Ampel und schneuzt sich lange und umständlich. Er hat sich also bereits erkältet. Fatal! Und während er über den Markt trippelt, neben ihm sein sonderbar verschrobener Schatten, meint er, daß er sich in normalen Zeiten wohl jetzt eine Reise nach dem Süden leisten würde, um den angestaubten Organismus wieder einmal richtig aufzumöbeln. Die seelische Erfrischung — die besorgen allenfalls die Bücher, aber die körperliche — da hapert's. Aber wer kann heutzutage noch nach dem

Süden reisen?! Man ist doch weder Meisterboxer noch Filmkanone! Bei Gott, Emanuel von Sichelkau ist beides nicht!

Zu dumm, das mit dem Reisen. Es kommt ihm nicht aus dem Sinn. Es verfolgt ihn bis an den Abendbrottisch, den die Wirtin für ihn gedeckt hat. Sie hat sogar einen kleinen Stern hingestellt, golden, mit dem Wort „Bethlehem“ darauf.

Sichelkau stochert im Essen herum, er hat keinen Hunger. Er liest die Briefe seiner Geschwister, die ihn auffordern, über Silvester zu ihnen zu kommen. Aber er hat keine Lust. Da sind kleine Kinder, da ist Radio und ein Kaninchenstall; das ist nicht das Richtige für ihn. Er setzt sich ans Fenster und streichelt mit den Augen die Rücken seiner Bücher. Er fängt beim ersten an und hört beim letzten auf. Und da fällt sein Blick auf ein Stück braunrote Pappe hinter den Büchern; er starrt lange darauf und erkennt nach angestrengtem gedanklichem Suchen, daß diese Pappe der Seitenrand einer Schachtel ist. Und es fällt ihm ein, daß da seine Knabeneisenbahn einen marmornen Schlaf schläft, die ihm einst aller Herrlichkeiten Inbegriff war. Wahrscheinlich sind die kleinen Räder längst eingerostet; man hätte sie mindestens alle zwei Jahre ölen sollen.

Er lächelt in sich hinein. Ob er mal? Soll er? Er sieht sich um. Er ist allein. Schüchtert tasten seine Hände über die Bücher hinweg und heben die Schachtel aus der Tiefe. Zögernd heben sie den Deckel. Blank, unverstaubt, lockend liegen Lokomotive, Kohlenwagen und zwei Personenwagen beieinander.

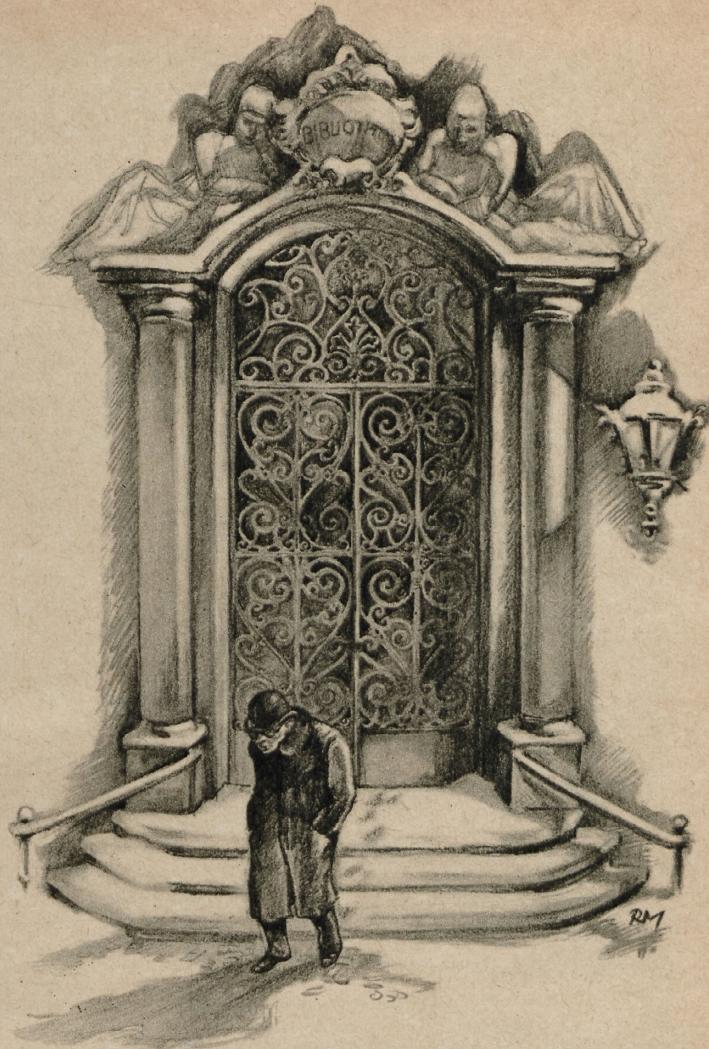
Emanuel von Sichelkau greift ans Herz; auch Schienen sind dabei. Lange steht er unbeweglich. Bis wilde Lust seine Sinne vorwärtsstößt: Los, Emanuel, fahr ein Stück! Wolltest doch gern verreisen! Sei kein Duckmäuse!

Er erschrickt vor der munteren Stimme seines Ichs. Soll er wirklich? Und schon kniet er auf dem Boden, legt einen Kreis und ein Oval, die durch eine Weiche miteinander verbunden sind. Die Wagen stehen absahrbereit, und die ungeduldige Hand dreht bereits den Schlüssel herum. Lebe wohl, Emanuel von Sichelkau, gute Reise!

Mit leisem metallenen Rollen und Schleifen läuft der kleine Zug durchs Zimmer, zweimal, dreimal herum. Es ist zum Weinen und Lachen, es ist überwältigend. Und Sichelkau, halb verlegen, halb fiebrig vor Reiselust, nimmt den Stern Bethlehem und stellt ihn an die Außenseite des Kreises. Aber er tut noch mehr, er kramt in einer Kiste, denn er weiß: Unter allerlei guten und schlechten Andenten muß eine etwas heisere Spieldose liegen, und die will er haben. Er kann sich entstellen, daß seine Mutter dieser Spieldose ein Weihnachtslied entlocken konnte.

Er hält sie in den Händen. Sie ist rund, mit Nickelrand. Obenauf ein Bildchen mit einem Apfelsüßenzweig und einem Rotkehlchen. Im Hintergrund die Wartburg. Am rosigem Himmel Mond und Sonne in edlem Wettkampf.

Der Bibliothekar spitzt die Lippen. „Die Kunst dem Volke“, denkt er mit zweifelnder Wehmutter. Aber für Betrachtungen ist



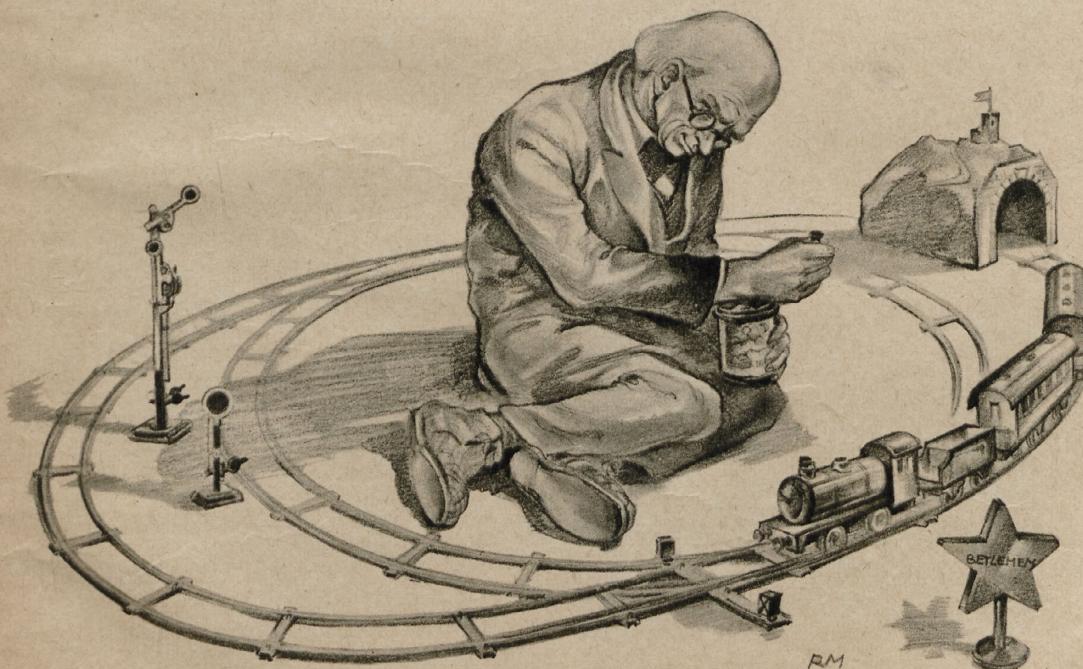
keine Zeit. Der Zug nach Bethlehem wartet nicht mehr lange, es bedarf nur des Signals.

Und nun geschieht das Unausdenkbare: Emanuel von Sichelkau, Bibliothekar am Kleinen Saal der Schloßbibliothek, kauert sich zwischen die Schienen auf den Teppich, mitten in das Rosenmuster eines vorigen Jahrhunderts, und fährt mit Singsang auf einer winzigen Eisenbahn in die Stadt des Heilands. Und die Spieldose klingelt in erschütternder Abwechslung „Vom Himmel hoch, da komm' ich her ...“ und „Das ist Lüthows wilde verwegne Jagd . . .“

Emanuel von Sichelkau dreht und dreht. Er fährt die ganze Nacht hindurch. Bethlehem ist weit, aber wie unbeschreiblich herrlich ist es, nach so langer Gefangenschaft einmal wieder die Nase in die weite Welt stecken zu können!

Nur einmal wird Pause gemacht. Da meldet sich der Hunger, und es wird Reiseproviant eingepackt. Dabei fällt Sichelklaus Blick wieder auf den Brief der Geschwister. Er sagt halblaut vor sich hin: „Wenn ich aus Bethlehem zurückgekommen bin, fahre ich hin. Ich werde den Silvesterabend bei ihnen verleben. Sie haben ganz recht, man darf sich nicht so abschließen, man verknöchert ja sonst.“

Aber nun weiter, Sichelkau! Einsteigen! Absahrt!



Kinder auf Brettern

Von Max Mohr

Mit Aufnahmen von
Hans Bittner



Achtung — Absprung!

Aufn. Dr. R. Schloß (Mauritius)

Das landschaftliche Bild der Erde hat in den letzten Jahrzehnten einen schweren Wechsel durchgemacht. Überall wo Menschen hausen, haben Dampfkraft und Elektrizität und die anderen technischen Neuerungen unserer Epoche ein Jahrtausende altes Landschaftsbild verändert. Das ist nun einmal das moderne Schicksal der Landschaft, ob ihre Bewohner diese Umwälzung als Segen empfinden oder als Fluch. Und davon konnten auch die Gebirgsländer sich nicht ausschließen.

Auch im Gebirge Eisenbahn und Drahtseilbahn, elektrische Masten und Drähte bis in die letzten Winkel hinein, in allen Tälern Gipfelse und Bischöfen und Hüpen, es gibt kein Aufhalten. Aber hier hat wenigstens in den gleichen Jahrzehnten noch eine andere Veränderung der Landschaft um sich gegriffen, eine Veränderung von einer ganz entgegengesetzten Seite her als der technischen, eine Veränderung, die durch nichts anderes als zwei Bretter zu stande kam und dabei doch nicht weniger einschneidend das Landschaftsbild veränderte als Dampfkraft und Elektrizität. Davon kann jedermann schnell sich überzeugen, wenn er an einem klaren Winterstag von einem Gipfel aus um sich blickt oder auch nur eine kleine Talwanderung macht, wo auch immer es sei.

Ja, es ist seltsam, daß in der gleichen Zeit, als die technischen Neuerungen bis ins letzte Alpennest vordrangen, auch der Schneeschuh seinen Siegeszug bei uns antrat, der Schi, wie die Norweger ihn nach dem Geräusch der Bretter auf dem

Schnee schon immer nannten, die „Bretter“ oder „Bretteln“, wie die Oberbayern und Tiroler ihn dann in ihrer primitiven Ausdrucksweise nannten. Ist es nicht wie eine besondere Kunst des Schicksals, wie ein Trost für die Technisierung, die im Gebirge schmerzlicher empfunden werden muß als anderswo, wie eine wirkliche Bevorzugung und ein Ausgleich, was der alpinen Landschaft und ihren Einwohnern durch den Schneeschuh in den letzten Jahrzehnten geschenkt wurde?

Hier brauchen sich nicht die „ältesten Leut vom Tal“ zu erinnern, wie bei den besonderen Wetterschlägen und Katastrophen und Umwälzungen, hier können schon die Leute zwischen dreißig und vierzig Jahren an ihrem eigenen Erleben ermessen, welche gewaltigen Veränderungen durch die Einführung des Schneeschuhs im Gebirge vor sich gegangen ist. Die Landschaft: Noch vor zwanzig Jahren konnte man wochenlang durch die Alpenländer wandern, ohne eine andere Schipspur zu sehen als die, die man selbst hinter sich herzog — heute muß man bis in die einsamsten Gletscherfelder vordringen, wenn man zwischen Dezember und Mai einen Schneehang finden will, der noch nicht von unzähligen Spuren gezeichnet ist. Die Menschen: Wenn man vor zwanzig Jahren im Schuß, in der steilen Abfahrt, zu einem Bauernhaus hinunterfuhr, dann wurde man vom Bauern als tollkühner Narr betrachtet, als „verrückter Brettelhupfer“ — heute stehen des gleichen Bauern Kinder oder Enkelkinder in ihrem vierten Lebensjahr bereits auf den Brettern, und



Im Schiparadies

man kann sich ihren winterlichen Schulweg gar nicht mehr anders vorstellen als auf den Schiern.

Daf̄ die Kinder im Gebirge „mit den Brettern geboren“ werden, ist nicht wahr, aber das ist wirklich wahr, daf̄ sie schon mit drei oder vier Jahren ihre ersten Rutschpartien und Gleitversuche auf den Brettern machen, und daf̄ ein Schuljunge, der im ersten Schulwinter noch nicht fahren kann, f̄r st̄rkere zurückgeblieben gilt, als wenn er noch nicht bis fünf zählen könnte. Und auch das ist wahr, daf̄ die Jungen von ihrem achtten bis zu ihrem sechzehnten Jahr so viele Meter vom Sprunghügel herunter zu springen vermögen, als sie Jahre zählen, und daf̄ sie mindestens fünf Monate lang nichts anderes im Kopf haben als Schifahren, nach nichts anderem riechen als nach Schwachs, von nichts anderem sprechen und träumen als von Pulverschne und Harscht, von Abfahrtlauf und Sprunglauf und Tourenlauf und Slalomlauf und Langlauf und Stafettenlauf und den zwei drei neuen Läufen, die in jedem Winter zu den alten Arten hinzuerfunden werden und in Mode kommen. Denn obwohl Schi Schi bleibt, von 1900 an etwa bis in die Ewigkeit, ändert sich doch ununterbrochen die Technik des Fahrens, ebenso wie sich ununterbrochen die Ausschauungen über die Bindungen und das Wachsen ändern. Ein unerschöpfliches Gesprächsthema der kleinen Fahrer während der Schlechtwetterzeit oder Schlechtschneizeit, im Sommer oder am Abend nach den Läufen! In den letzten Jahren ist man sich in den einzelnen Tälern über die Bindungen ziemlich einig geworden, man hat allmählich überall die ideale Befestigung der Bretter am Schuh und Fuß herausgefunden. Dafür ist jetzt das Wachsen, die Anbringung und die Beschaffenheit des Gleitstoffes zwischen Holz und Schnee, das große Problem geworden. Man kann die Bretter, wenn der Schnee pappt, ja auch mit einem Stück Seife oder einem alten Kerzenstummel bearbeiten, um sie gefügig zu machen, aber das Richtige ist doch, ein eigenes Patent zu erfinden oder einen



Der Loisl ist zwar noch ein Dreikäsehoch, aber die Abfahrt legt er wie ein Erwachsener hin

Rechts: Der Xaver dagegen fängt an zu heulen, weil er noch nicht so flott laufen kann wie die Großen



Die Schikinder als sachverständige Zuschauer bei einem Schispringen

modernen Gleitstoff aus der Sparbüchse beim Krämer zu kaufen.

Kommt heutzutage ein städtischer Schifahrer auf seinen Touren mit Gebirgskindern zusammen, dann benötigt er ein besonderes Schi-Vokabularium, will er sich nicht vorkommen wie ein Berliner zwischen Grönländern.

Der Morgengruß auf dem Schulweg: „Was hast heut drauf?“ — Das heißt: Wie schätzt du heute den Schnee ein, bleibt er trocken und

leicht, oder wird er feucht und schwer? Und was hast du demnach auf deine Bretter geschmiert, Stearin oder Paraffin, eine Spezialsorte Norweger Wachs oder Münchner oder Innsbrucker oder Wiener Wachs?

In einer Schulpause: „Wer läuft denn heut unfern Slalom ab?“ — Das heißt: Nach der Schule soll ein Hindernislauf zwischen Fähnchen und kleinen Toren hindurch abgefeiert werden, ein Slalomlauf, und es wird gerade beraten, wer sich die Uhr seines Vaters für ein paar Stunden ausbrettern soll, damit er

Springer hat zwar so feste Beine und Knochen, daß er noch in der schnellsten Fahrt oder bei den hinterlistigsten Unebenheiten des Terrains sich durchreißt und den Sturz vermeidet, aber er legt den Oberkörper nicht so weit vor, wie es zur Zeit die Vorschrift ist.

Und dort steht ein Kleiner und weint, weil er mit seinen fünf Jahren noch nicht in die „Jugendklasse“ aufgenommen worden ist, für die er sich zuständig glaubt. Er ist wegen allzu vielen Stürzens bei der Probefahrt von den fünfzehnjährigen Meistern auf ein Jahr zurückgestellt worden, ehe er die „Kleinstenklasse“ mitfahren darf.

Und dort haben sich zwei Freunde von ihren Kameraden zurückgezogen, um auf eigene Faust einen kleinen Tourenlauf durch den nahen Wald zu unternehmen: „Weil heut ein exzitisch schöner Behang ist!“ — Das heißt: Der Schnee ist heute dick an den Bäumen hängengeblieben, und das kommt sehr selten vor, denn wenn es zu warm ist, fällt er herunter, und wenn es zu kalt ist, fällt er ebenfalls herunter, also wollen die zwei Schwärmer den Nachmittag benutzen, um ausnahmsweise einmal ohne jeden sportlichen Ehrgeiz zwischen der winterlichen Pracht dahinzugleiten.

Und auch die kleinen



An Stelle des winterlichen Turnunterrichts tritt ein Schikurs auf der Wiese; im Grätenschritt geht's den Steilhang hinan

von Minute zu Minute weiß, wann er schreien muß: „Eins, zwei, drei — los!“ Denn für jeden einzelnen Läufer müssen die Abfahrtszeiten ganz genau bestimmt werden, damit zum Schluss die Preise richtig verteilt werden können, ein Malkasten für den Ersten, ein Stück Schokolade für den Zweiten, fünf Pfennige aus der Klubkasse für den Dritten.

Die Läufer, die ihre Rennstrecke abgefahrene haben, stehen dann am Ziel und üben Kritik an den Kameraden, die noch unterwegs sind. Sie haben sich weiße Zeichen aus der Flickenkiste der Mutter umgebunden und ihre Abfahrtsnummer draufgemalt, grad so wie sie es bei den Konkurrenzen der städtischen Schivereine gesehen haben. Und hier wird schärfere Kritik geübt als von den schärfsten Theaterkritikern oder Bücherbesprechern in der Stadt, und mit vollem Recht, denn hier sind es ja keine Laien, die zum Kritikeramt bestellt sind, hier sind es ja alles selber Läufer, hier „halten sie ja alle selber den Kopf hin“ — also müssen sie es ja wissen. — „Am harten Harsch reift der Steffel grad noch seinen linken Kristl rum, aber wann er nur a bißl in an Bruchharsch kommt, dann packt er ihn g'wiss nimma!“ — Das heißt: Es fährt gerade der Stefan ab und macht Christiania-Schwünge nach der linken Seite, die von der Kritik angezweifelt werden. Heute ist der Schnee zwar fest zusammengesetzt und durchgefroren, da vermag er noch eine schnelle Drehung nach linksherum zu reißen, ohne zu stürzen. Wenn aber der Schnee unter der gefrorenen Decke in den nächsten Tagen weicher sein wird, da wird der Schi durchbrechen und der Stefan nicht mehr die Kraft haben, sich herumzureißen, er wird hängenbleiben und zum Sturz kommen.

„Durchstehn tut er gut, aber Vorlag hat er keine!“ — Das muß eine Kritik bei einer ganz steilen Schußfahrt oder bei einem Sprung sein und will heißen: Der betreffende Läufer oder



Hurra! Die Schule ist aus!

Mädchen fahren. Sie fahren etwas vorsichtiger und langsamer, aber sie tun nach Herzenslust mit. Nach den verschiedenen Läufen der Jungen kommt bei den großen Konkurrenzen meistens auch ein „Damenrennen“ zustand, ein Mädchenlauf, vielleicht um zwei bis drei Minuten auf die Viertelstunde länger als bei den Jungen, im übrigen aber nicht weniger elegant. — „Schau des Löblhof-Dirndl an, mit seini sieben Jahr, die geht in die Hannes-Schneider-Hock beim ärgsten Schuß, die wird noch a ganz a ausgeschamte Fahrerin!“ —

Und wenn sie es wird, wird sie den gleichen Lohn ernten wie alle Jungen ringsum: ein herrliches Körpergefühl bei der schnellen Abfahrt der Bretter über den Schnee, ein starkes Selbstbewußtsein und ein unanfechtbares Lebensgefühl, wenn der Alltag der Erwachsenen auch über sie gekommen ist.

Lob der Kleinstadt

von Helene Düvert

VII. Allerlei Feste

Wenn wir in diesem „Nest“ den Winter unseres Mizvergnügens nicht mit Festen aufhellen, bleiben wir im Schlamm stecken, ertrinken im Regen, ersticken im Nebel, werden vom Sturm über den Haufen geweht und allesamt lebensüberdrüssige Melancholiker — besonders im November. Die Bäume starren in der ersten traurigen Winterfahlheit, über den leeren Stoppelfeldern fliegen die Krähen, endlos dehnt sich eine Reihe grauer, naßfalter Tage und es ist unvorstellbar, daß es einmal wieder Frühling mit Amsel singen und lichtem Maiengrün werden wird.

Die Kinder sind unleidlich. Wie verscheuchte Spatzen hocken sie in den Zimmern, drücken sich die Nasen an den Fensterscheiben platt und können nicht begreifen, daß man sie nicht in den regentriefenden Garten lassen will. Sie haben Luft- und Sonnenhunger, und das ewige Grau belastet ihre fröhlichen kleinen Herzen. Alle Spielsachen sind langweilig. Bis Weihnachten aber ist es noch unendlich weit — man darf nicht einmal davon reden. Immer lenken die Großen ab.

Plötzlich erglänzt in dieser Trostlosigkeit ein helles Licht, nein, viele Lichter: Tausende bunter Lampions. Der Martinstag rückt heran, übermorgen zieht der große Fackelzug durch die ganze Stadt. Nun hat das Leben wieder Sinn und Glanz. „Wir gehen mit, wir gehen mit, der Herr Lehrer hat es gesagt“, jubeln Werner und Erika. „Sind unsere Fackeln noch gut? Haben wir Kerzen? Eine Ersatzkerze müssen wir auch mitbringen. Dürfen wir die Fackeln herunterholen?“

Eilige Kinderfüße trappeln alle Stiegen hinauf bis zur Bodenkammer, man kann ihnen kaum folgen. Ein paar Minuten später schallt es durch's ganze Haus: „Lustig, lustig vallerallala, / Nun ist Martins Abend da.“

Berschwunden ist aller Griesgram, das Leben lacht wieder. Unendliches haben die Kinder zu denken, zu planen und zu beraten. Die beiden Großen werden mit ihrer Schulkasse im Martinzug ziehen, die Kleinen bei der „Mimmi-Oma“ — so genannt, weil sie Kächen hat — den schönen Zug betrachten.

Nun müssen Kerzen besorgt werden. Der Regen rinnt, aber weil ich einsehe, daß zu diesem wichtigen Geschäft die Aufsicht meiner lieben Neffen und Nichten unbedingt erforderlich ist, ziehe ich mit einem Bierfeldzug von ihnen los. Ihre rosiges Gesichtchen lachen aus den grauen Lodenkapuzen, die Mäulchen stehen keinen Augenblick still. Viele Mütter und Tanten sind zum gleichen Zwecke unterwegs, in den einschlägigen Ladengeschäften zwischert es wie in einem Spatzennest, die ganze Welt ist voll Glück und Erwartung. Zwischen dem Tuten der Autos und Röllen der Lastwagen klingt es immer wieder auf: „Lustig, lustig vallerallala, nun ist Martins Abend da.“ Die Näschen schnuppern: „Es riecht nach Spekulatius“ — Ein Freudenhopser: „Wir gehen erst los, wenn

es ganz dunkel ist, und kommen furchtbar spät nach Hause. Hurra, übermorgen ist Sankt Martin!“ Die hellen Stimmen singen:

„Sankt Martin, Sankt Martin,
Sankt Martin ritt durch Schnee und Wind,
Sein Ross, das trug ihn fort geschwind,
Sankt Martin ritt mit leichtem Mut,
Sein Mantel deckt ihn warm und gut.“

Gerührtes Lächeln der Vorübergehenden, sogar die Schuhleute schmunzeln. Wie Sonnenschein erhellt diese Kinderfreude den grauen Tag. —

Endlich und endlich fällt das Dämmern ein am Martinstag. Seit fünf Uhr nachmittags schwärmen die Kinder mit ihren bunten Lampions durch die Stadt. Scharenweise wandern sie dem Marktplatz zu, wo der Zug sich sammelt. Ein Glück: Es regnet nicht, sondern die ersten Sterne ziehen am klaren Himmel auf. Über die Bürgersteige wogt die erwartungsvolle Menge, alle Fenster sind mit Schaulustigen besetzt, mit brennenden Kerzen und Lampions geschmückt.

Und nun: schmetternde Musik, taktmäßiges Marschieren, heller Sang von tausend Kinderstimmen:

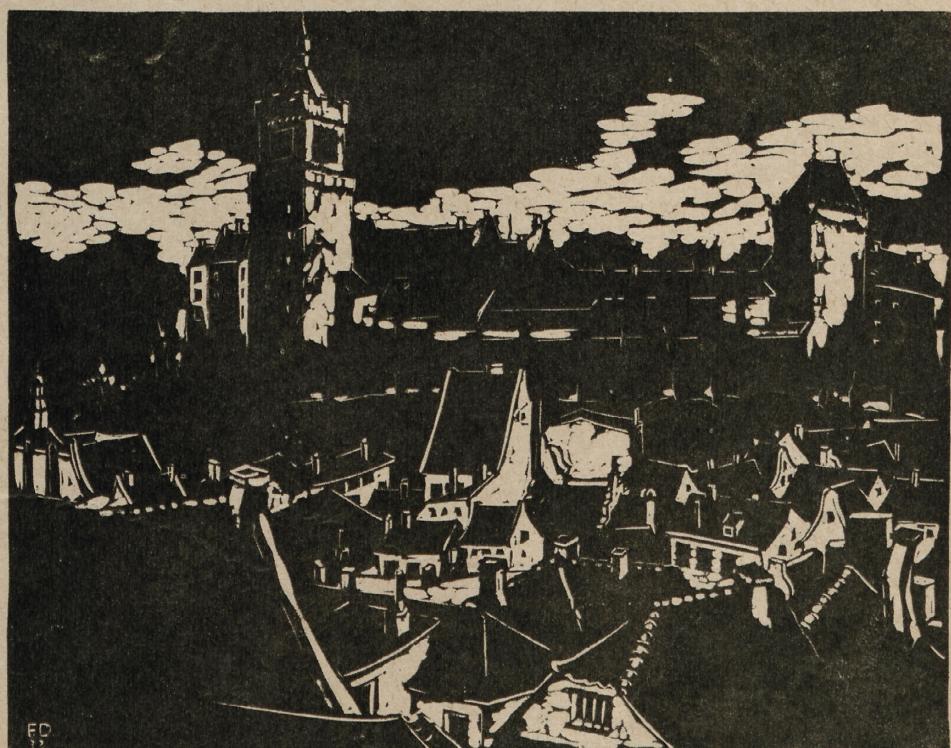
„Lustig, lustig vallerallala,
Heut' ist Martins Abend da.“

Durch die abfallende Hauptstraße wandert der Zug, Tausende und aber Tausende brennender Lampions, darunter strahlende Kindergesichter — eine lange, glitzernde Schlange in der Schwärze des Novemberabends. Alle Schaufenster sind abgeblendet, jeder Verkehr in den Straßen ruht, nichts hat Recht und Raum als dieser fröhliche Kinderzug, der leuchtend, jubelnd, singend durch das Dunkel zieht.

Und immer neue Musikkapellen, neue Kinderscharen — es ist nicht abzusehen. Über dreitausend Kinder nehmen jährlich am Martinzug teil. Und jetzt: ein schneeweißes Ross, darauf Sankt Martin im Bischofsornat mit Krummstab und Mitra, von allem Volk jubelnd begrüßt, von Kinderstimmen umbraust:

„Im Schnee saß, im Schnee saß,
Im Schnee da saß ein armer Mann,
Hatt' Kleider nicht, hatt' Lumpen an,
O helfst ihm doch in seiner Not,
Sonst ist der bittere Frost sein Tod!“

Die Knabenschulen tragen Stocklaternen, frägenhafte Rüben und Kürbisse wie eine Horde ausbrechender Teufel, erleuchtete Kirchen, Burgen, Schiffe, Mühlen, Zeppeline, Luftschiffe, Lampionsgehänge wie Schellenbäume. Stolz und leuchend schleppen die



Die Schwanenburg in Kleve

Holzschnitt von F. Dücker

Jungens ihre selbstverfertigten Wunderwerke, jeden Beifallsruf voll verschämter Befriedigung schlürzend. Unentwegt spielt die Musik, unermüdlich singen die Kinder:

„Nehmt den Kürbis in die Hand,
Rasch das Kerzchen angebrannt!
Lustig, lustig vallerallala,
Heut' ist Martins Abend da!“

Die ganze Stadt ist ein einziger klingender Jubel bis zu dem Augenblick, da die Kinder, jedes mit einer Tüte Spekulatius beschenkt, auseinanderschwärmen den Heimweg antreten, müde, freudensatt, ihr Laternchen wie Glühwürmchen vor sich her tragend. —

Das ist das Präludium zu den volkstümlichen Winterfesten. Am fünften Dezember folgt der Nikolausabend. Schimmernd und watteweich liegt er über unserer alten Stadt. Die Kinder stellen Teller auf den weißgedeckten Tisch, legen eine Handvoll Heu daneben und singen schon tagelang vorher:

„Nikolaus, komm in unser Haus,
Schütt die großen Taschen aus,
Bind das Schimmelchen an den Tisch,
Dass es Heu und Hafer frischt!
Heu und Hafer frischt es nicht,
Zuckerplätzchen kriegt es nicht.“

Sie sind voll ungewohnter Zugendhaftigkeit und spähen ängstlich in das Dunkel des Winterabends, ob nicht Knecht Ruprecht irgendwo auf der Lauer steht.

In den Schaufenstern der Konditoreien lehnen „Klaskerle“, Kuchennärrer aus Hefeteig mit einer Tonpfeife im Arm, große Spekulatius- und Printenmänner. Schokolade-, Marzipan- und Zuckerzeug häuft sich, tausend bunte Kleinigkeiten locken in den Spielwarenläden, in den Straßen herrscht bängtigendes Gewühl. Lachend lassen wir uns an den Schaufensterauslagen vorbeischauen, atmen die Kuchendüfte aus allen Konditoreien, blicken in das Gedränge der Läden, wundern uns, warum scheinbar alle Leute ihre Besorgungen ausgerechnet am letzten Abend machen müssen, und stecken ein paar Minuten später selbst in drangvoll fürchterlicher Enge, weil wir natürlich auch etwas vergessen haben und weil außerdem dies Gedränge zu einem richtigen Volksfest gehört. Die Hölle hängt wie eine schwere Wolke über den Menschen, in der Spielwarenabteilung summt es wie in einem fluchtbereiten Bienenschwarm, unermüdlich preisen die Verkäuferinnen, Kindertrompeten und Badepuppen, Plastilin und Holzperlen, Quartett- und Legespiele an —

Endlich stehen wir wieder draußen, wo das Gewühl sich langsam zu lockern beginnt. Ein scharfer Wind fegt aus Nordwest, treibt Wolken und stiebende Schneeschauer vor sich her, tanzende Eiskristalle schleieren um die Laternen. Schlittenglocken läuten, lachend und rufend staut sich die Menge: Sankt Nikolaus fährt vorüber, Knecht Ruprecht an seiner Seite, schwarz wie ein Mohr, mit drohend geschwungener Rute, und die ganze Straßenjugend drängt singend hinterher:

„Nikolaus, Nikolaus, heil'ger Mann,
Zieh die großen Stiefel an,
Reis damit nach Spanien,
Kauf Apfel, Nuss', Kastanien,
Bring den kleinen Kindern was —
Lasz die Großen laufen,
Die können sich selbst was kaufen . . .“

Wahrscheinlich will der Nikolaus zu irgendeinem Kindergartenfest, denn es türmen sich Säcke und Pakete in seinem Schlitten, während aus Ruprechts Sack ein Paar ausgestopfte Kinderbeine mit rotweißen Ringelstrümpfen baumeln — das Entsetzen aller Kinder, die vor dem Augenblick zittern, wo sie für begangene Missetaten ebenfalls in den Sack gestopft werden. Aber schön sind selbst diese heimlichen Schreckenschauer —

Es schlägt sieben Uhr von allen Türmen der Stadt, die Ladengeschäfte schließen ihre Türen und die paketbeladenen Familienmütter, -väter und -tanten flüchten aus dem unwirtlichen Schneewetter in die nächste Wein- oder Kaffestube, um sich an heißen Wurstbrötchen und dampfendem Grog zu erquicken, denn das gehört zum Nikolausabend.

Der Raum ist gefüllt mit lachendem Stimmengeschwirr, überall sieht man Bekannte. Rauchwolken nebeln in dichten Schwaden, der Grog durchwärmst und belebt, die Wurstbrötchen sind delikat und nach dem Motto „wie enger, wie wärmer“ rückt

alles nahe zusammen, was die allgemeine Heiterkeit nur erhöht. Man lacht grundlos, rein aus Freude am Lachen, glücklich, sorglos, jenseits aller Weltanschauungsfragen und Menschheitsprobleme. Bei Graupelschnee ziehen heiße Wurstbrötchen und Grog in eine hold bezaubernde Erdennähe, aus welcher der Geist vergebens hervorzulocken sucht. Wenn man diesen wohlichen Friedensport verlässt, geschieht es höchstens, um sich auf eine weitere Fahrt zum Sinter Klas zu begeben, weil man doch noch Mandelmoppen und Spekulatius, Printen und Bankettletter probieren muß.

Die Luft draußen ist voll von Winterfrische. Hügelauf und hügelab laufen die verschneiten, lichterhellten Straßen, sich irgendwo im Dunkel verlierend. Menschenmassen schieben sich vorüber, trotz der Kälte mit erhitzten, lachenden Gesichtern. Immer wieder trifft man Bekannte, mit welchen zusammen man in die nächste Konditorei einfällt, Kaffee oder Tee trinkt und alle einheimischen Spezialitäten durchlostet, die größtenteils nur zum Nikolausfest hergestellt werden: Bankettteig (Blätterteig mit Mandelmasse gefüllt), Mandelmoppen, Marzipan und alle Sorten Spekulatius, Schokoladeprinten und Makronengebackenes, Lebkuchen und Pfeffernüsse . . .

Gewiß, die Zeit ist hart — aber schließlich wollen die Konditoreien und einfachländigen Gewerbe auch leben. Ein wenig farbige Fröhlichkeit gehört ins menschliche Dasein, um nicht im Grau zu ersticken. Wir lachen wie in unseren sorglosen Zeiten, in glücklicher Erwartung des Kinderjubels, der am nächsten Morgen aufzuhören wird über Kuchennärrern und bunten Tellern, Plastilinstangen und Glasperlen, Buntstiften und Bilderbüchern. Denn der Nikolaus bringt nur Kleinigkeiten, er ist ein bescheidener Vorbote des Christkinds, aber trotzdem dünnen sich die Kinder unermöglich reich und wir werden in ihre Seligkeit beglückend hineingezogen. —

Immer dunkler werden die Tage, und immer heller umblüht sie himmlisches Licht. Nach dem Nikolausabend ist der Weg für das Christkind frei und alle Gedanken wandern diesem einen Ziele zu. Die Kinder schreiben Wunschzettel und öffnen jeden Tag ein neues Fensterlein am Adventshäuschen. Man darf nichts anderes mehr erzählen als von Weihnachten, wie es im vorigen Jahre war und in diesem Jahre voraussichtlich werden wird. Wenn wir durch den Wald gehen, marschieren wir taktmäßig nach Weihnachtsliedern, von denen die „schönsten“ nicht gerade die künstlerisch wertvollsten sind. Am beliebtesten ist unstreitig:

„Wenn Weihnachten ist, wenn Weihnachten ist,
Bescheret uns der heil'ge Christ.“

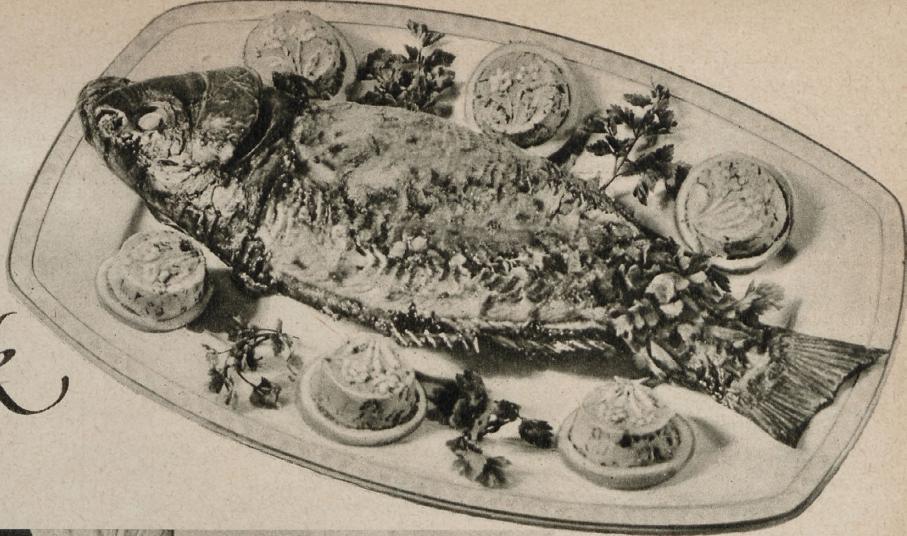
Dann krieg'n wir eine Muh, und dann krieg'n wir eine Mäh,
Und dann krieg'n wir eine allerschönste Tschingderättääh.“
Wir haben es längst aufgegeben, unsere Kinder zu einem besseren Kunstverständnis zu erziehen. Hinter jeder Weihfestimmung klingt es immer wieder triumphierend auf:

„Dann krieg'n wir 'ne Miau, und dann krieg'n wir 'nen Wauwau,
Und dann krieg'n wir eine ganz große Pfefferkuchenfrau.“

— wahrscheinlich als Gegengewicht gegen die süßen Erwartungsschauer und die geheimnisvolle Feierlichkeit, die von dem Kindlein in der Krippe ausgeht; denn um dieses wundersame Kind kreisen ständig die Gedanken der kleinen Gesellschaft, sobald sie sich vom brennenden Lichterbaum und den erwünschten Spielsachen einmal lösen können. Vom Kerzenschein mystisch umfloßnen, vom Glanz erfüllter Wünsche umspielt, zart und lieblich scheint das Jesulein ihnen dennoch kaum etwas anderes als ein kleines Geschwisterchen — bei dessen Ankunft der Storch eine große Zuckertüte hinterließ — und es ist unbegreiflich, warum der böse König Herodes dieses Kindlein so haßt. Der grübelnde Träumer Werner kann den Grund für soviel Bosheit nicht entdecken, doch die schnabelflinke Erika, welche die erstaunlichsten Beweisführungen liebt, sagt schnell: „Ganz einfach — er fand sich Christkindchen keinen schönen Namen.“

Was soll man dagegen einwenden? Viel geistvoller sind die Beweisführungen der Erwachsenen ja auch nicht immer. Werner zweifelt diese Deutung zwar etwas an, aber zum Glück finden beide Kinder gerade ein paar wunderschöne große Tannenzapfen, die in einem samtgrünen Moosnestchen liegen und vom Christkind ganz herrlich für den Weihnachtsbaum zu gebrauchen sind. „Wir legen sie auf die Fensterbank“, versichert Erika eifrig, und dann bricht wieder der stürmische Kinderjubel durch: „Neunmal werden wir noch wach, heiße! dann ist Weihnachtstag!“

Karpfen-schuppen bringen Glück



Karpfenschuppen bringen Geld ins Haus. „Rein mit den Glücksbrügern, mein Papiergele wird jedenfalls nicht fettig davon!“

Der Karpfen erfreut sich in allen Kreisen des deutschen Volkes so großer Beliebtheit, daß man ihn zum Glücksbringer für die Silvestertafel ausersehen hat. Von diesem Silvesterkarpfen heben besonders Schlaue einige Schuppen in ihrer Geldbörse das ganze Jahr über auf, was die glückbringende Wirkung noch erheblich verstärken soll.

Die Karpfenzucht ist in Deutschland schon seit Jahrhunderten heimisch und volkswirtschaftlich von großer Bedeutung. Sie erfordert eine sehr sorgfältige und aufopferungsvolle Wirtschaftsweise, und gerade die Erkenntnisse aus Jahrhunderten haben den deutschen Karpfen geschmacklich zu einer so hohen Entwicklung kommen lassen. Die größten Leichgebiete für die Karpfenzucht liegen in Schlesien und in der Lausitz, aber auch in Sachsen, Bayern und in Schleswig-Holstein gibt es größere Karpfenzuchtereien. Der Karpfen braucht drei bis vier volle Sommer, bis er sich zu der von den Hausfrauen beliebten Dreipfund-Schwere entwickelt hat. Man unterscheidet Schuppen-, Spiegel- und Lederkarpfen. Diese Unterscheidung bezieht sich aber nur auf rein äußerliche Merkmale in der Beschuppung, die auf Qualität und Geschmack keinen Einfluß haben.

Im folgenden sollen einige Rezepte gegeben werden, die es der Hausfrau ermöglichen, den Karpfen im Verlauf des Winters in recht abwechslungsreicher Form auf den Tisch zu bringen.

Karpfen in Rotwein oder Polnischer Karpfen. Von dem sauber vorbereiteten, gewaschenen Karpfen trennt man den Kopf dicht hinter den Kiemen ab und zerstölt den Fisch in beliebige Stücke. Diese werden leicht gesalzen und bleiben zugedeckt eine Stunde stehen. Inzwischen stellt man Fischpfeffertücher zum Einweichen und kocht Suppengrün mit einer Zwiebel, Pfefferkörnern, Nelken, Gewürzkörnern und einem Lorbeerblatt in Wasser auf. Diesen Sud gießt man durch ein Sieb und gibt $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Liter leichten Rot-



Grillierter Karpfen mit frischer Butter

Rezepte und Aufnahmen von Cläre Sonderhoff
Zeichn. von Hugo Frank

Links: Karpfen mit Champignons gefüllt

wein sowie eine Handvoll Sultaninen dazu. Nach dem Aufkochen schmeckt man nach Salz und Zucker ab, gibt ein großes Stück Butter und die Karpfenstücke samt dem Kopf hinein und läßt sie zugedeckt garziehen. Aufpassen — sie dürfen keineswegs zerfallen! Mit dem Schaumlöffel werden sie dann vorsichtig herausgenommen und ohne den Kopf in eine erwärmte tiefe Schüssel gelegt. Die Brühe läßt man zur Soße etwas einkochen, bindet sie mit dem durch ein Sieb hineingeführten Pfefferkuchen und gießt sie über die Karpfenstücke.





Karpfen in Rotwein

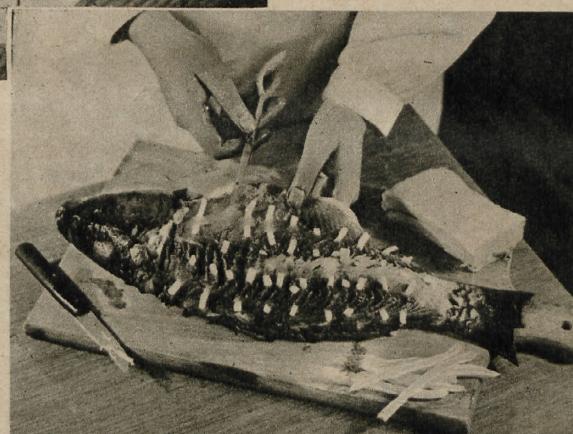
Rechts: Nachdem man dem Karpfen die Haut abgezogen hat, wird er gespickt

„Nu, wo ich nischt mehr von habe, legt se mir in die wunderbare Soße!“

Roter Sahnen-Karpfen. Zu diesem kräftigen Gericht wird der Karpfen in Portionsstücke eingeteilt, die man leicht eingesalzen hinstellt. $\frac{1}{2}$ Pfund Tomaten werden enthäutet und zerschnitten. Eine große Zwiebel recht feinwürfig schneiden und in reichlich Butter hell anlaufen lassen. Die Tomaten dazugeben und mit Paprika und etwas Salz bestreuen. Sobald alles gut schmort, kommen die Karpfenstücke dazu, über die man dann $\frac{1}{2}$ Liter saure Sahne gießt, zugedeckt

dünftet der Karpfen gar, was am besten in einer feuerfesten Glas- oder Porzellan-Kasserolle erfolgt. Die Stücke nimmt man dann vorsichtig heraus, bindet die Soße mit Mehl und lässt sie nochmals gut durchlochen. Zum Schluss noch etwas: Zucker abschmecken und über den Karpfen gießen!

Zum gefüllten Karpfen bleibt der sauber vorgerichtete Fisch unzerteilt. Man füllt ihn von der Bauchseite aus



Roter Sahnen-Karpfen

mit gehackten Champignons, die man vorher mit etwas Butter und feingewiegender Petersilie 5 Minuten gedünstet hat. Den zugenähten Karpfen lässt man in dem schon beschriebenen Fischsud garen, dem man vorher noch etwas Essig und Salz zugesetzt hat. Inzwischen bereitet man von den restlichen Champignons eine Soße, indem man sie diesmal in kleine Scheiben schneidet, in Butter schmort, mit Fischbrühe auffüllt und mit Mehl bindet. Etwas englische Soße oder ein Glas Südwine verbessert den Geschmack. Der Karpfen wird auf eine große Platte gelegt und mit der Soße übergossen.

Der grillierte Karpfen ist eine Delikatesse für Feinschmecker. Der Fisch bleibt unzerteilt, und mit einiger Geschicklichkeit wird ihm die Haut abgezogen. Dies macht sich am besten, indem man die Haut rings um den Kopf dicht an den Kiemen einschneidet und recht vorsichtig etwas loslässt. Dann wird die Haut mit einem rauhen, trockenen Tuch gefasst und mit kräftigem Rück abgezogen. Man kann die Haut auch noch längs des



Karpfen „blau“

Rückens einschneiden und jede Seite einzeln abziehen. Die Haupt-sache ist, daß der Fisch nicht zerrissen wird und sein schönes Aussehen behält. Er wird dann mit Speckstreifen gespickt auf den Grillrost gelegt und fleißig mit zerlassener Butter bepinselt. Zwischendurch salzt man ihn. Der Karpfen darf nur einmal während des Grillens auf die andere Seite gelegt werden. Man lasse also die eine Seite erst richtig gar werden, ehe man ihn recht vorsichtig wendet. Auf einer großen Platte wird der Karpfen serviert, indem man ihn mit geformter Kräuterbutter, die man auf Zitronenscheiben legt, anrichtet.

Gefüllter Karpfen. Ein sauber vorbereiteter Karpfen wird in Portionsstücke zerteilt und gesalzen. Inzwischen kocht man den schon beschriebenen Fischsud, dem man etwas Essig zusetzt.

Mit diesem Fischsud wird gleich der Kopf des Karpfens gründlich ausgekocht. Der Sud wird dann durch ein feines Sieb gegossen, und nach dem Wiederaufkochen läßt man darin die Karpfenstücke gar werden. Vorher nach Salz abschmecken! Mit dem Schaumlöffel nimmt man die Karpfenstücke heraus und

läßt sie abtropfen. Zur Verfeinerung der Sülze gibt man etwas Weißwein an die Fischbrühe und zum Steifen auf einen Liter Flüssigkeit 20 Blatt weiße Gelatine. Die Fischstücke legt man in Suppenteller, Milchsatten oder beliebige kleine Schüsseln, in die man vorher etwas Sülze gegossen hat. Die Fischstücke müssen ganz mit der Sülze bedeckt sein, sie halten sich dann im Winter, kühl aufbewahrt, Wochenlang.

Zum gedämpften Karpfen legt man die gesalzenen Portionsstücke in eine gut mit Butter ausgestrichene Form. Feingewiegte grüne Kräuter und Butterstückchen streut man über den Fisch und läßt ihn zugedeckt im Backofen gar werden.

Man kann das Gericht noch verfeinern, indem man etwas Sahne dazugießt. Ebenso kann man den Karpfen auch in Weißwein mit Kapern und Zitronensaft dämpfen und die Soße nachher mit Mehl binden und mit einem Eigelb abziehen.

Der blaue Karpfen und der Karpfen in Dill sind wohl allen Hausfrauen so bekannt, daß sich diese Rezepte erübrigen.

Krümelchen

Von Fritz Rostosky

Den Lesern der „Gartenlaube“ stellen wir in der folgenden kleinen Skizze unser neuen Mitarbeiter Fritz Rostosky zum ersten Male vor. Diese kindergeschichtlichen sollen den Aufstall bilden zu einem kurzen Roman, der in besonders reizvoller und an Überraschungen reicher Form ein ungewöhnliches Kinderbuch sollt und in Heft 1 des neuen Jahrgangs 1933 beginnen soll.

Die Schriftleitung

Krümelchen macht eine Reise. Auf dem Bahnhof hängt eine große Uhr über dem Bahnsteig. „Ti — ti“, ruft Krümelchen aufgeregt und zeigt hinauf mit gerecktem Finger, indem sie sich auf die Zehen stellt. Dann hebt sie wiederum Ellenbogen und Handgelenk und legt das Ohr daran. Sie hat es so von der Mutter gesehen. Dabei späht sie nach der großen Uhr, nicht und stapft davon.

Krümelchens Gedächtnis überbrückt allmählich Zeit und Raum. Nicht nur, daß sich in ihrem kleinen Hirn allerlei Klänge aufspeichern, deren Bedeutung sie weiß: Sie sucht z. B. ihren Bären, die Püppi, den Ball, den Eimer, wenn ich danach frage, sondern ihr fallen nun auch Vergleiche ein, die uns lustig stimmen.

Mutter fährt mit ihr spazieren. Ein Flugzeug kommt mit Gebrumm dahergezogen. Krümelchen verfolgt es mit Spannung, die auch wir Großen noch gegenüber solchem Lünen Vogel haben.

Eine ganze Zeit später — es mögen Wochen gewesen sein — begegnet Krümelchen ein fliegender Storch, der niedrig und mit runden Schwingen über die Dächer segelt. „Vrr — vrr“, macht sie aufgeregt dazu. Es ist ihr verwunderlich, daß der Storch ohne Motor eingerichtet ist, und doch fliegen kann!

So ist sie schon mit achtzehn Monaten Kind eines Jahrhunderts, in dem die Natur ihre Wunder immer seltener zeigt, so daß sie den Menschen schon fast verwunderlich geworden sind. —

Krümelchen liebt den Daumen! Ohne ihn wäre die Welt unerträglich, das Leben nicht auszuhalten. Aller Trost liegt in diesem runden Kerlchen, das sich hintenüber legen und einen Bauch machen kann, als sei es der Schah von Persien.

Hat es Kummer gegeben, unter dem das Herzchen außer sich geraten will, und sagt Mutter:

„Nimm's Däumchen“ — dann rutscht der kurze Tröster in den Mund, der ihn kräftig und mit Inbrust ansaugt, und alles ist nicht mehr halb so schlimm. Die übrigen Finger krabbeln über Nase und Augen hin und wischen die Tränen fort. Im Daumen aber ist Krümelchen daheim. Er ist die Zauberwurzel uralter Erinnerung an die stillende Mutterbrust, die heute nichts mehr bedeutet als ein drolliges Gehügel, auf das es sich herrlich patschen läßt mit den Händen, früh morgens im Bett, ehe Mutter aufsteht.

Nicht nur Tröster ist der Daumen, er ist auch Großsiegelbewahrer des Schlafes. Er stopft den Mund, der immer noch singen und plauschen möchte im Dunkeln, und wenn der Schlaf dünn werden will wie eine sich aufhebende Nebelwolke, hütet er die kleine Seele noch lange vom Erwachen. —

Einmal hatte Krümelchen eine tragische Begegnung. Es begegnete seinem Schatten. Die Sonne warf ihn Krümelchen voraus. Da stand er und hob die Beinchen wie ein rechtes Kind, hatte einen Kopf mit ringsherum kränzenden Löckchen und streckte zugleich im Laufen die Arme in die Lust.

Aufnahme Dr. Rostosky

„Hei — di!“ rief Krümelchen und wollte hin zu dem andern, um es zärtlich zu umarmen und es liebzuhaben, wie alle gleich großen. Aber das andere lief immer vorweg, neckte Krümelchen und ließ sich nicht von ihm greifen. Wenn es sich bückte, war es nur noch ein schwarzer Fleck, rund und dümm, ohne Arme, ohne Beine, ohne Kopfkopf, wie ein Lumpen unheimlich. Lief es ihm nach, so floh jenes andere ebenso rasch.

Krümelchen geriet außer sich vor ungestillter Sehnsucht. Es begann laut zu rufen, und das Rufen floß in ein Weinen hinüber. Es war so sehr traurig, daß das schwarze Kind nichts von ihm wissen wollte.

Am andern Tag entsann sich Krümelchen noch der trüben Geschichte. Es suchte auf dem Erdboden nach seinem Schatten. Diesmal aber lief der Schatten hinter Krümelchen her und wollte eins mit ihm sein. Doch Krümelchen selbst ahnte nichts von dieser dunklen Liebe.



Der Hansenbauer lacht sich eins

Von Lorenz Strobl. Mit Scherenschnitten von Irmgard Straub



in schickliches Mannsbild ist der Hansenbauer. Schafft für Biere, wenn es sein muß. Hat seinen Hof auf den Glanz heraufgearbeitet und nur einen einzigen Fehler, daß er auf der Bierbank immer pappen bleibt, bis die Frühröten durch das Fenster lacht und die Gickerl den Tag anschreien.

Das wurmt die Hansenbäuerin sehr.
Da hilft aber kein Zürnen und Bitten, kein Drohen und Schelten.

Und wieder ist Mitternacht schon lang vorbei.
Die Hansenbäuerin wargelt sich vor Verdruß und Unruh auf ihrem Strohsack von der einen auf die andere Seite.

Heut soll es gelten. Heut wird die letzte Karten ausgespielt.
„Einmal . . . zweimal . . .“, schreit heiser der Kuckuck aus dem Uhrläufen in der Schlafkammer. Da hört sie ein schleichend Tappen um das Haus und gleich darauf vor ihrem Fenster:

„Marei . . . Marei . . . möchst mir net . . . upp . . . den Schlüssel runterwerfen . . .“

Die Hansenbäuerin dreht sich auf die Wandseiten.
„Marei . . . ein einzigsmal nur mehr . . . ein einzigsmal . . . Wann ich dir versprech . . . uppupp . . .“

Die Hansenbäuerin vergräbt den Schlüssel unters Bettstroh.
Will net weich werden.

„Marei . . . liebs Weiberl . . . schau . . . upp . . . und ein Paar warme Bratwürl hab ich mitgebracht . . . werden ja kalt, wann du . . . upp . . . mir net aussperrst . . .“

Die Bäuerin stopft sich die Kopfkissenzipfel in die Ohren.

Heut soll es gelten.
Eine Weile noch versucht sich der Bauer mit linden Worten.
Hält dabei zur Sicherheit das hölzerne Brunnenrohr im Hof umarmt. Erst als er merkt, daß der eiskalte Wasserstrahl einen neuen Ausgang durch sein rechtes Hosenbein sucht, reift das dicke Hanfseil der Geduldb. Mit beiden Fäusten trommelt er an Tür und Fensterläden. Flucht und droht. Tott und schreit, daß der Ochs im Kuhstall brüllend von der Streu aufrumpelt, die Rösser schlagen und scharren.

„Und wannst net gleich aufmachst . . . tränk ich mich in der Wassergruben . . .“

„Da ist net viel verloren mit so einem versoffnen Loderstrid“, läßt sich die Bäuerin vernehmen.

„Und das ist dein letztes . . . upp . . . dein letztes Wörtl . . .?“

„Mein allerlechtestes . . .“

„Und du sperrst net auf . . .?“

Schweigen in der Kammer.

„Dann magst das andre mit deinem . . . upp . . . Ge-wissen ausmachen“, läßt der Hansenbauer. Stapft zum kleinen Entenweiher im Haugartl. Reißt das Gwandzeug vom Leib. Wirft es in die Schlehedorndecke. Nimmt den schweren Hackstock von der Mauer.

Platschbum! — feuert er das Holztrumm in die Lachen. Springt selber schnell zurück und duckt sich hinterm Gartenzaun.

„Der Pfatscherer . . . bei Gott . . . der Girgl wird doch net Ernst gemacht haben! . . . In seinem Zustand, in seiner Wut . . . Zum Zutraun wär's ihm wohl . . .“

Mit beiden Füßen zugleich springt die Bäuerin aus dem Bett. Vergisst das Leibl und den Unterrock. Stürzt im Hemd die Stiege hinunter. Sperrt die Tür und rennt zum Weiher. Wahrhaftig . . . dort an der Heden hängt die Hose . . . der Janker . . .

„Aber Girgl . . . bester Girgl . . .“

Der hat sich mittlerweilen hinter den Tannenbüschen vorgeschnlichen. Ein Sprung.

Patschdich! — haut die Tür ins Schloß, und scheppernd führt der Riegel vor.

„Hahahaha . . . hahahaha . . .“

Der Haugang gelbt vor Lachen.

„Aber Girgl . . . laß doch den Spaß!“

„Hahahaha . . .“

„Girgl . . . wann ich dich bitt . . .“

Die Bäuerin reißt und nackelt an den Fensterläden.

„Ich verzeih dir alles . . . Es ist so kalt herauszen . . . Hab doch gar nix an . . .“

Der Hansenbauer haut sich in das Bett, daß alle Bretter krachen.

„Geh weiter, Mannderl . . . sei doch gescheit!“
Der Bauer wirft sich an die Wandseiten.

„Die Gickerl krahn . . . es wird bald Tag . . . Wann mich die Leut so sehn . . . in dem Aufzug . . .“

„Habn mich oft gnug schon gsehn . . . Habn mich verlaßt . . . Solln an dir mal zum Zeitvertreib was zum lachen habn . . . hahaha . . .“

So gröhlt der Bauer und hebt alsdann das Schnarchen an.

Der erste war der Herr Pfarrer, der die heulende Bäuerin im Hemd vor der Haustür gefunden. Die zweite war das alte Wimmer Waberl, und die hat schleunigst alle Ratschweiber von der Kirchenporten weggeschickt. Ein Auflauf war um den Hansenbauernhof, als wäre alldorten während der Nacht der größte Raubmord geschehen.

Da ist der Mitterdirn das Mitleiden angefallen. Durch die Kuhstalltür hat sie die ausgefrorene Bäuerin in das Haus



gezogen. Da ging das Spektakeln erst von neuem los.

Doch der Hansenbauer war der Klügere. Stieg in seine lederne Werkelhosen. Nahm die Mistgabel aus dem Schuppen und stapfte auf das Feld hinaus. Schuftete und schinakelte, bis der Abendstern aus dem dunklen Walde kroch. Sah weder links noch rechts und hat nur hie und da einen hellen Lacher ausgestoßen, daß die Rößl vor dem Pflug verwundert ihre Köpfe schütteln mußten.

Mit dem Spätdämmern kehrt der Bauer heim.

Die Bäuerin sagt kein Wörtl mehr. Hat ihren Plan erwogen.

Der Bauer sagt kein Wörtl drauf. Geht nach dem Essen in die Kammer. Sucht sein Feierklüftl vor.

Die Bäuerin lacht verstohlen in die Faust. Und heut soll er sich hundertmal nacheinander tränken; sie macht ihm nimmer auf!

Der Bauer langt den Hut vom Nagel. Stopft den Tabaksbeutel in den Sack. Nimmt den Stecken untern Arm. Verläßt ohne Gruß die Stube.

Daz er bei der Haustür nur so lang verweilt, denkt die Bäuerin und schiebt die blaungestöckelten Fenstervorhängerl ein wenig zur Seiten.

„Daz doch . . .“

Der Suppenknödel bleibt der Bäuerin vor Schrecken mitten im Halse stecken.

Grad noch sieht sie den Bauern den Steig zum Wirt einbiegen und auf seinem Buckl schlept er weit und breit . . . die ganze Haustür mit.

Mit dem Aussperren war's nun ein für allemal vorbei und seitdem ist Ruhe und Frieden eingekehrt im Hansenbauernhof.



Die sportliche Note



K 22081. Ein weicher, hellgrauer Wollstoff mit schrägem Durchbruchmuster ergibt das jugendliche Kleid

Aufnahme: Lipnitzki

Dieser Beyer-Schnitt ist von der Abonnements-Abteilung des Verlages Scherl, Berlin SW 68, Zimmerstr. 35/41, gegen Voreinsendung des Beitrages von 90 Rpf nebst 15 Rpf Porto zu bezahlen



Mitte: Sportliches Kleid aus Kashajersey mit Streifengarnitur

Modelle: A. C. Steinhardt

Aufnahmen:
Becker & Maass

Rechts: Apelles stein-graues Jerseykleid mit Breitschwanzplüschtäckchen



Silbergraues flottes Wiener Jerseykleid mit schwarzer Garnierung

Aufnahme:
Kitty Hoffmann

Rechts: Nachmittagskleid aus bedrucktem Wollstra-Hammerschlag

Modell: Assy Oehm
Aufnahme: Yva



Schiheil

Ildo-Werkstätten, Berlin-Steglitz

Gestrickter Sportpullover für Herren Mittelgröße

Material 450 g weiße Kastorwolle, 5 gr. weiße Knöpfe. Stricknadeln Nr. 3 und Nr. 2½ (zu den Rändern).

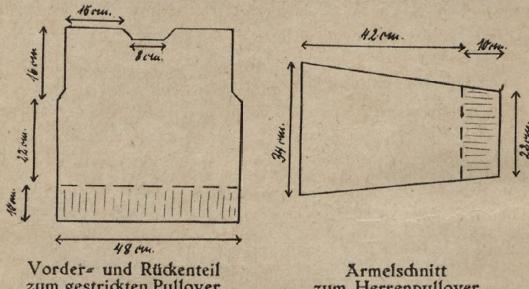
Man beginnt am unteren Rand des Rückenteils mit den Nadeln Nr. 2½ mit 94 M. Anschlag und strickt darüber 30 Nadeln 2 l., 2 r. im Wechsel. Dann beginnt man mit dem Streifenmuster. Nadelwechsel. Man strickt 1 Nadel r., 1 Nadel l., 1 Nadel r., 1 Nadel l. (Dieser Streifen [4 Nadeln] erscheint auf der rechten Seite als Rechtsstreifen.) Zu dem folgenden Linkstreifen strickt man dreimal im Wechsel 1 Nadel l., 1 Nadel r. (Bei diesem Streifen [6 Nadeln] liegen auf der r. Seite nur Linksmaschen und wirken als erhöhte Rippe.) Man arbeitet bis zum Armloch 7mal 1 Rechts- und 1 Linkstreifen im Wechsel. Zum Armloch in den nächsten 3 Nadeln am Anfang und Ende je eine M. abnehmen. Dann weiter noch 4mal 1 Link- und 1 Rechtsstreifen im Wechsel. (Vom unteren Rand an, also 30 Nadeln 2 l. und 2 r., und 110 Nadeln Streifenmuster.) Jetzt setzt man die mittleren 16 M. zum Halsrand ab und arbeitet jede Schulter für sich fertig. Man nimmt dazu an der Halseite auf jeder 2. Nadel noch 1 M. ab. Nach 12 Nadeln ableiten, 2. Schulter entgegengesetzt abnehmen. Das Vorderstück wird in der gleichen Weise gearbeitet. Man strickt aber in die vorletzte Reihe der linken Schulterseite 3 Knopflöcher ein. Rechte Schulternäht und Seitennähte schließen. Zum Kragen nimmt man aus dem Halsrand 74 M. und strickt darüber 50 Nadeln 2 l., 2 r. im Wechsel (Nadeln Nr. 2½), dabei strickt man an die Knopflochseite in die 10., 20., 30. und 40. Nadel je ein Knopfloch ein. Diese Krägen schlägt man nach r. zur Hälfte über; es liegen dann 2mal 2 Knopflöcher übereinander. Zu den Ärmeln schlägt man 30 M. an und strickt 12mal 1 r. und 1 l. Streifen im Wechsel, also 120 Nadeln. Man nimmt in jedem Linkstreifen an Anfang und Ende der 1. Nadel je 1 M. ab. Nach 12 Streifen hat man dann noch 58 M. auf der Nadel. Darüber kommen 30 Nadeln, 2 l., 2 r. im Wechsel (Nadelstärke 2½). 2. Armel ebenso. Die Ärmel näht man zusammen und setzt sie in die Armlöcher ein. Auf den Schulter- und Kragenrand des Rückenteils setzt man 5 Knöpfe.

Schigarnitur dreiteilig

Material: Insgesamt 300 g braun-weiß-melierte Schwänenwolle, 50 g braune Sportwolle, Häkelnadel Nr. 4

Schal: 150 g melierte, 30 g braune Sportwolle

Der Schal wird in folgender Technik ausgeführt: über einen Luftrum-Anschlag häkelt man 3 L., 3 St. im Wechsel. Mit dem 2. Lfm. übergeht man 3 M. des Anschlags. In den folgenden Reihen wieder 3 L., 3 St. im Wechsel, man übergeht nun aber mit den 3 L. die St. der vorigen Reihe und arbeitet die 3 St. in die 3 übergangenen L. der Anschlagsreihe. In den weiteren Reihen treffen die 3 St. immer in die St. der vorletzten Reihe, also die 3 L. über die 3 St. der letzten Reihe, die 3 St. in die 3 St. der vorletzten Reihe. — Man beginnt den



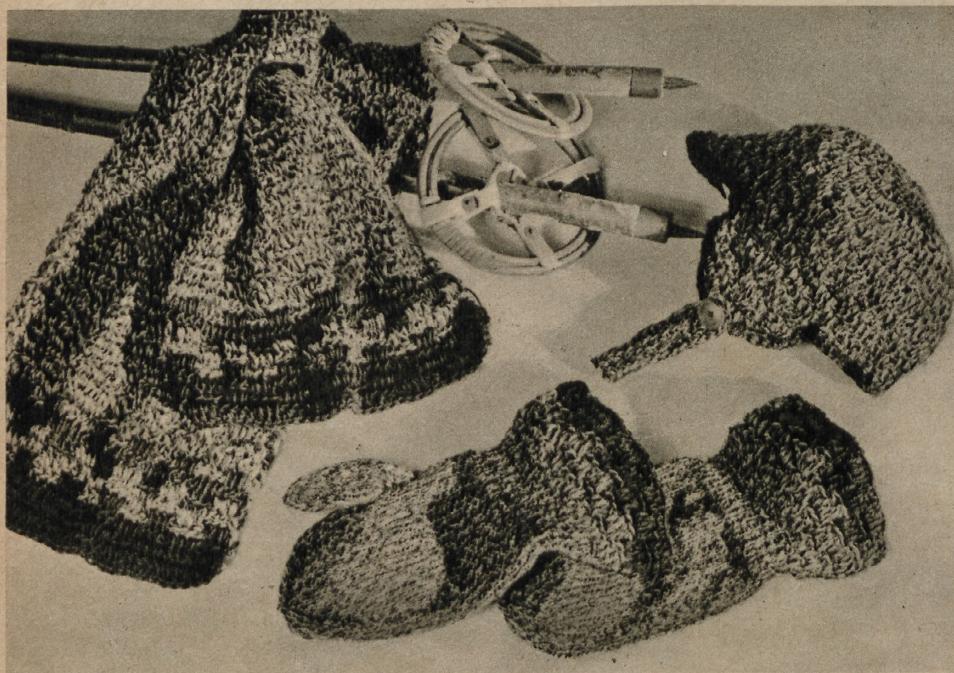
Vorder- und Rückteil
zum gestrickten Pullover

Armschnitt
zum Herrenpullover

Schal an der Stelle, an die nachher der Schlitze kommt, 40 cm vom unteren Rand entfernt. Über 39 L. häkelt man (meliert) 3 L. 3 St. im Wechsel. 2. und folgende Reihen wie oben beschrieben. Nach 26 Reihen, etwa 32 cm, kommen 2 Reihen braun, 2 Reihen meliert, 2 Reihen braun. Darüber eine Abschlussreihe braun. Die Abschlussreihe häkelt man so, daß man statt der 3 L. mit denen man sonst die 3 St. überging, 3 f. M. in diese St. häkelt, es entsteht dadurch also keine Lochreihe mehr, sondern ein fester Rand. Nun beginnt man wieder an der Anfangsseite dieses Teils. Man häkelt in die Anschlagsreihe wieder 3 L., 3 St. im Wechsel, läßt aber in dieser 1. Reihe den Schlitze frei. Man häkelt zweimal 3 L., 3 St., übergeht dann mit 15 L. die unteren 15 Anschlagsmaschen und häkelt am Ende dieser Reihe wieder zweimal 3 L., 3 St. In der nächsten Reihe dann wieder über die ganze Reihe arbeiten. Nach 60 Reihen meliert wieder 2 Reihen braun, 2 Reihen meliert, 2 Reihen braun, 1 Abschlussreihe braun.

Mütze: 65 g melierte, 10 g braune Sportwolle

Mit brauner Wolle häkelt man 3 L., schließt zum Ring. 1. Runde: 12 St., 2. Runde: 24 St., 3. Runde: 36 St. Von hier ab meliert in der

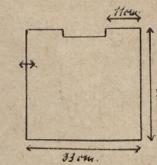


Dreiteilige Schigarnitur

Aufnahmen: Cläre Sonderhoff

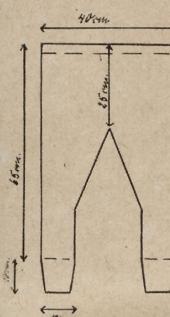


Vorder- und Rückenteil zum Pullover



Rodelanzug für
4–6 Jahre

Schnittübersicht
zur Gamaschenhose



Häkletechnik des Schals. Man muß aber hier zu Anfang 2 L., 2 St. i. W. häkeln, in den nächsten 2 Reihen erst 3 L., 2 St., dann 3 L., 3 St. häkeln. In der Runde 26 mal 3 L., 3 St. Man häkelt 11 Reihen. Dann teilt man die Rundung ein, 15 M. für die Ohrenklappe, 24 M. für den vorderen Rand, 15 M. für die zweite Ohrenklappe, 24 M. für den hinteren Rand. Dieser hintere Rand erhält nur eine feste Abschlusreihe (meliert). Für jede Ohrenklappe noch 4 Reihen häkeln, in der 5. und 6. Reihe zuspißen. An den vorderen Rand über 3 Reihen zuspißen. Den unteren Rand mit 1 Tour f. M. (braun) behäkeln. Auf die Ohrenklappen je 1 Knopf. Für die Leiste häkelt man 33 L., darüber 3 L., 3 F. M. i. W., mit den 3 L. 3 M. des Anschlags übergehen (Knopflöcher). Diese Leiste ringsherum mit 1 Reihe f. M. behäkeln. Auf die Knöpfe der Ohrenklappen aufnäpfen.

Fäustlinge, gestrickt, mit angehäkeltem Rand Material: 65 g melierte, 10 g braune Sportwolle, Nadeln Nr. 3 Man verteilt 56 M. auf 4 Nadeln und strickt darüber 12 Nadeln 1 r., 1 l. im Wechsel. Dann 12 Nadeln rechts. Nun teilt man an einer Seite die Runde und strickt in Hin- und Herreihen 18 Nadeln, auf der r. Seite r., auf der l. Seite l. Nun nimmt man an der Stelle, an der man die Runde trennte, 1 M. auf, strickt sie ab und nimmt nun an jeder Seite eine Rundmasche dazu. In den weiteren Hin- und Herreihen jedesmal 1 Rundmasche dazunehmen, bis man 18 M. für den Daumen hat. Dann noch 4 Nadeln stricken. Nach 8 Reihen abnehmen, zuerst jede 4. und 5. M. zusammenstricken, in der nächsten Runde jede 3. und 4. M., dann jede 2. und 3. M., dann immer 2 M. zusammenstricken. Den Schlussfaden durch die letzten 4 M. ziehen. Nun nimmt man an dem offenen Daumenrand die 8 Rundmaschen auf eine Nadel und strickt nun über die ganze Hand. Man hat also in der Runde die 56 M. und die 8 Daumenmaschen. In den nächsten 4 Runden werden diese 8 Daumenmaschen wieder abgenommen, indem man die ersten beiden und die letzten beiden immer zusammenstrickt. Nach 4 Runden hat man dann wieder die erste Reihe (56 M.). Dann 4½–5 cm hochstricken (ganz r.), dann mit der Abnahme beginnen. In der 1. Runde jede 6. und 7. M. zusammenstricken, 3 Runden darüber. Dann jede 5. und 6. M. zusammen, 2 Runden darüber, dann jede 4. und 5. M. zusammen, 1 Runde darüber. Dann ohne Zwischenrunde jede 3. und 4. M., dann jede 2. und 3. M. (usw.) zusammen. Die letzten 6 M. mit dem Schlussfaden zusammenziehen. Die Stulpe wird in der Häkletechnik des Schals angehäkelt. Man häkelt in der Runde neunmal 3 L., 3 St. im Wechsel, darüber noch 3 Reihen meliert, dann 2 Reihen braun und 1 feste Abschlusreihe in braun.

Rodelanzug für vier bis sechs Jahre

Material: 500 g blaue Sportwolle, 150 g weiße Nadiawolle Stricknadeln Nr. 2½, 6 große, 5 kleine Stahlknöpfe. Die Wolle wird doppelt verarbeitet

Gamaschenhose. Man arbeitet die Hose in 2 Teilen und zwar jedes Beinteil allein. Man beginnt mit einem Anschlag von 76 M. und



Nivea-Creme hinterläßt keinen Glanz. Ihre besondere Wirkung beruht auf ihrem Gehalt an Eucerit, und das finden Sie in keiner anderen Hautcreme.

N 297

Schützen Sie Ihre Haut bei kalter Witterung

vor allem wenn es regnet, weht oder schneit durch Nivea-Creme. Reiben Sie allabendlich und auch am Tage, bevor Sie ins Freie gehen, Gesicht u. Hände mit Nivea-Creme ein. Dann wird Ihre Haut widerstandsfähig gegen Wind u. Wetter; sie bleibt weich und geschmeidig.



* Dosen 15 Pf. bis RM 1.—, Tuben 40 u. 60 Pf.

Ja, ganze zehn Jahre **NIVEA-KINDERSEIFE**



Pflegen Sie die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes ganze 10 Jahre hindurch mit der nach besonderer ärztlicher Vorschrift hergestellten Nivea-Kinderseife. Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt Nivea-Kinderseife schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung. Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58. Damen mit besonders zartem, empfindlichem Teint benutzen gern Nivea-Kinderseife.

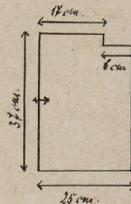


strickt hierüber 14 Nadeln 2 l., 2 r. im Wechsel. Von hier ab wird die Hose auf der r. Seite r., auf der l. Seite l. gestrickt, so daß auf der r. Seite nur Rechtsmärschen liegen. Zunächst strickt man 48 Nadeln ohne Zu- oder Abnahme. Man nimmt am Anfang und Ende einer jeden 4. Nadel je 1 M. ab (2 M. zusammenstricken). Im ganzen wird 18 mal abgenommen. Über nunmehr 44 M. strickt man noch 24 Nadeln ohne Abnahme. Dann setzt man auf der einen Nadel 5 M. ab, strickt die Nadel zu Ende ab. In der nächsten Nadel setzt man die ersten 23 M. ab und strickt nun über 16 M. noch 17 Nadeln. In der 18., 19., 20. Nadel zu Beginn und Ende der Nadel je 1 M. abnehmen. Abketten. 2. Teil geht an so arbeiten, daß Fußblatt natürlich entgegengesetzt. Zu dem Zwischenstich schlägt man 25 M. auf, strickt 25 Nadeln, abketten. Diese Teile gut ausspannen. Dann den Zwischenstich zwischen die Beinteile setzen und die Beinähte zusammennähen. Unter das Fußblatt näht man ein Gummiband. Durch den oberen Rand ebensfalls ein Gummiband.

Pullover mit angehäkeltem Schal. Man beginnt am unteren Rand des Vorderteils mit 77 M. Anschlag und strickt darüber 1 Reihe r. (r. S.). Die Nadeln auf der r. Seite werden durchweg rechts gestrickt, die Nadeln auf der l. Seite werden 5 l., 5 r. im Wechsel gestrickt. Zu einem Karo gehören 16 Nadeln (also 8 Nadeln l. Seite 5 l., 5 r., 8 Nadeln r. S. ganz r.), dann 6 Nadeln ganz rechts und wieder ein Karo mit 16 Nadeln. Die Karos nicht versetzen. Nach 4 Karomustern (mit den 6 rechten Nadeln dazwischen) noch 6 Nadeln r., dann 4 Nadeln im Karomuster, dann für den Halsausschnitt die mittleren 5 Karos (25 M.) ableiten. Für die linke Schulter über 4 Karos noch 6 Nadeln im Karomuster, abketten. Für die r. Schulter in der vorletzten Reihe 3 Knopflöcher mit eintridren. Rückenteil genau so arbeiten, rechte Schulter wie vorher die linke, und an die l. Schulter noch 6 Nadeln ganz r. für den Unterritt anstreichen. Rechte Schulternähte schließen, linke Schulter bleibt offen, nur den Unterritt an der Armlänge unterschneiden. Die Arme strickt man an die Seitenähte an über 37 M. von der Schultermitte an, je 18 und 19 M. nach jeder Seite. Darüber 9½ Karomuster, dann in der nächsten Nadel (ganz r.) jede 5. und 6. M. zusammenstricken und 10 Nadeln darüber stricken, abketten. 2. Armel ebenso. Arml- und Seitenähte schließen. Den unteren Rand des Pullovers behält man mit 7 Runden s. M. in weißer Radiauwolle und die Arme ebenso mit 7 Reihen. Dann häkelt man an den Halsausschnitt 14 R. f. M. (weiße Radiauw.), man läßt an der Knopfseite aber einen Schlitze, durch den man nachher das hintere Schalende durchzieht. Nun häkelt man an die Querseiten des weißen Kragens in der Breite des Kragens (17 f. M.) je 30 Reihen s. M. Das hintere Schalende wird durch den Schlitz nach vorn gezogen, das vordere Schalende kommt nach hinten. In die Mitte des Vorderteils 6 Knöpfe und auf die Schulter 3, auf den Kragen 2 Knöpfe.

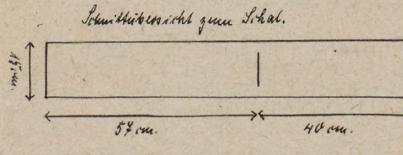
Handschuhe. 48 M. verteilt man auf 4 Nadeln und strickt darüber 10 Runden 2 r. 2 l. im Wechsel. Darauf 12 Runden r. Dann setzt man auf der 1. Nadel zum Daumenrichtig 5 M. ab, man strickt die ersten beiden r. ab, setzt 5 M. ab, strickt dann die Runde zu Ende. In der nächsten Runde 2 M. stricken, 5 M. dazwischenlagen, weiterstricken. Dann 10 Runden r. Es beginnt die Abnahme. In der 1. Runde die 1. und 2. M. der 1. Nadel und die vorletzte und letzte M. der 2. Nadel, die 1. und 2. M. der 3. Nadel und die vorletzte und letzte M. der 4. Nadel zusammenstricken. 2 Runden darüber stricken. Wieder in derselben Weise abnehmen, 2 Runden darüber. Abnehmen, 1 Runde darüber, abnehmen, 1 Runde darüber, nun ohne jede Zwischenrunde in jeder Runde abnehmen, bis man nur noch 4 M. auf jeder Nadel hat. Die beiden ersten

Schwarz-weiße Sportgarnitur:
Jacke, Mütze und Schal

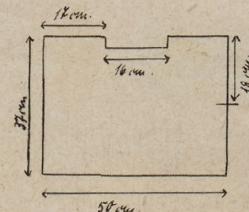


Vorderteil zur Jacke ohne angestrickten Rand

Rückenteil zur Sportjacke



Schnittübersicht zum Schal



Schade wäre es,
wenn Sie gelungene
Fotos anders als mit
durchsichtigen
Transparol-Ecken
einreihen würden.
Die einzige Foto-Ecke,
die nur Vorteile hat.
Jedes gute
Fachgeschäft führt sie.
B

Gratismuster und Lieferantennachweis durch den Hersteller:
Hch. Hermann, Papierwarenf., Stuttgart-Wangen 106.

Perwachs

die beste Pflege
für Fußböden,
Möbel, Leder, Stein.

Billige Briefmarken

zur Auswahl sendet
Hugo Siebert, gegründet 1893
Altona/Elbe, Alsenplatz 6.

JUNGGESELLE

57 Jahre, gesundes, frisches und jüngeres Aussehen, Besitzer eines Saison-Hotels am Rhein, möchte sich verheiraten. Unabhängige evang. Dame (bis 45 Jahre) mit Lust und Eignung für den Betrieb und Vermögen, welches sichergestellt wird, wolle vertraulich Zuschriften mit Bild richten unter Ka 191 an Scherlil. Köln, Blumenthalstr. 25. Vermittlung durch angenehme



Bad-Nauheim

hat ganzjährigen Bade- und Kurbetrieb

Das Herz- u. Rheuma-Bad

Auskünfte: Verkehrsamtes des Hess. Staatsbades und Reisebüros. In Berlin: Auskunftsstelle W 62, Bayreuther Str. 36 hp. (Tel. B. 5, Barbarossa 3098)